

I

F. 17343

f.

27343, I, F, f.



Abenteuer

eines

bretagnischen Edelmanns

auf den

Philippinen = Inseln

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersezt.

Zweiter Band.



Leipzig, 1856.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Abenteuer

ein

der neuesten Zeit

von

Richard Wagner

von

Alexander Dumas

aus dem Französischen



Zweiter Band

Leipzig, 1850.

Verlag von Göttingen und Kasselmann

Erstes Kapitel.

Abenteuer Ne-Lampago's.

Ich unterbrach ihn plötzlich, und sagte:

„Ne-Lampago, ich höre lieber die Abenteuer, die Du selbst erlebt hast; erzähle uns Deine Unglücksfälle.“

Der alte Fischer stieß einen Seufzer aus. Da er meiner Aufforderung nachkommen wollte, begann er seine Erzählung in jenen poetischen Ausdrücken, an denen die tagalesische Sprache so reich ist, und die zu übersetzen mir kaum gelingen würde.

„Der kleine See ist nicht mein Heimathsland,“ sagte er; „ich bin auf der Insel Zebu geboren. Als ich zwanzig Jahre alt war, nannte man mich einen hübschen Jungen. Aber glauben Sie mir, ich war auf meine physischen Vortheile nicht stolz, ich zog es vor, der erste Fischer meines Dorfs zu bleiben. Trotzdem beneideten mich meine Gefährten, und zwar deshalb, weil mich die Mädchen nach

ihrem Geschmacke zu finden schienen und mich freundlich ansahen.“

Dieses naive Geständniß des Greises machte mich lächeln. Er bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Ich theile Ihnen diese Dinge mit, mein Herr, weil man in meinem Alter davon reden kann, ohne fürchten zu müssen, lächerlich zu erscheinen. Ach, es ist schon so lange her! Und dann erwähne ich dieses Umstandes nicht aus Eitelkeit, sondern um Ihnen eine genaue Erzählung zu liefern. Uebrigens schmeichelten mir die freundlichen Blicke der jungen Mädchen, die sie mir zuwarfen, wenn ich durch das Dorf ging, durchaus nicht.

„Ich liebte Theresa, mein Herr; ich liebte sie leidenschaftlich, und ward von ihr wiedergeliebt. Jeder andere Blick, außer dem ihrigen, war mir gleichgültig. Ach, Theresa war das schönste Mädchen des Dorfs! Es ist der armen Frau wie mir ergangen, sie hat sich sehr verändert! Die Jahre sind eine schwere Last, sie drücken uns zu Boden, und man kann nicht dagegen ankämpfen.

„Wenn ich jetzt an die schönen Tage meiner Jugend denke, an die Kraft und den Muth, den wir aus unserer gegenseitigen Zuneigung schöpften, erpressen mir Bedauern und Nührung noch Thränen.

„Aber wo sind diese schönen Tage? Rauhe und schreckliche Stürme haben sie davon getragen.

„Das Leben hat seine Morgenröthe wie der Tag, und wie der Tag auch hat es sein Abendroth.“

Der Fischer schwieg.

Ich wollte ihn in seinem Nachdenken nicht unterbre-

den. Eine tiefe Stille trat ein, die einige Augenblicke dauerte.

Plötzlich erwachte Re: Lampago wie aus einem Traume; er fuhr mit der Hand über seine Stirn, sah uns an, als ob er um Entschuldigung bitten wollte, und begann wieder:

„Wir sind miteinander aufgewachsen und haben uns auch verheirathet, als wir das Alter dazu erreicht hatten. Theresa wäre lieber gestorben, ehe sie einem Andern angehört hätte, und ich wäre selbst die ungünstigsten Bedingungen eingegangen, um nur die Freundin meines Herzens zu besitzen.

„Leider muß man den beschwerlichen Lebensweg fast immer unter Thränen zurücklegen.

„Die Verwandten Theresa's widersetzten sich unserer Verbindung. Stets erfanden sie neue Vorwände, und so viel ich mich auch anstrengte, sie zur Einwilligung in unsere Verbindung zu bestimmen — ich konnte es dahin nicht bringen.

„Obgleich sie wußten, daß wir, wie die Palmen, eins ohne das andere nicht leben konnten, daß eine Trennung unser Tod wäre — unsere Thränen, unsere Bitten und Leiden fanden nur unempfindliche Menschen, und wir duldeten, ohne daß Jemand wußte, warum.

„Schon begann ich den Muth zu verlieren, als eines Morgens der Gedanke in mir aufstieg, dem Jesuskinde der Kirche von Zebu die erste Perle zu weihen, die ich fischen würde. Zeitiger als sonst ging ich an das Ufer des Meeres, und bat mit lauter Stimme den Herrn der Herren, er möge mich schützen und mit meiner Theresa vereinen.

„Die Sonne begann ihre Feuerstrahlen auf die Erde herabzusenden; sie vergoldete die glänzende Fläche der Wasser. Die Natur erwachte, und jedes lebendige Wesen sang dem Schöpfer in seiner Sprache eine Dankeshymne.

„Bewegten Herzens tauchte ich auf den Meeresgrund, um die so heiß ersuchte Perle zu erlangen. Meine Bemühungen blieben anfangs fruchtlos.

„Hätte mich Jemand in jenem Augenblicke beobachtet, er würde in meinen Zügen die Muthlosigkeit gelesen haben. Aber dennoch verlor ich nicht ganz den Muth. Ich begann wieder, aber ohne glücklicher zu sein.

„„O, Allerhöchster,““ rief ich, „„hast Du denn mein Gebet nicht gehört? Du willst also das Erbieten, das ich Deinem geliebten Sohne gemacht, nicht annehmen?““)

„Ich tauchte zum sechsten Male unter, und dies Mal brachte ich von dem Meeresgrunde zwei große Mustern mit empor.

Mein Herz schlug laut vor Freude.

Ich öffnete die eine dieser Mustern, und fand eine so schöne Perle, wie ich in meinem Leben keine ähnliche gesehen hatte. Die Freude darüber war so groß, daß ich in

*) Nach der indischen Tradition, selbst nach der spanischen, war das Jesuskind von Zebu schon vor Entdeckung der Philippinen vorhanden. Nach der Eroberung ward das Kind in dem Lande gefunden. Die siegreichen Spanier brachten es in die Kathedrale, wo es große Wunder verrichtete.

meinem Rahne zu tanzen anfing, als ob ich den Verstand verloren hätte. Der liebe Gott beschützte mich, denn er selbst hatte mich ja in den Stand gesetzt, mein Gelübde zu erfüllen."

„Mit freudig erregtem Herzen kehrte ich heim. Um mein Wort nicht zu brechen, trug ich diese schöne Perle zu dem Herrn Pfarrer von Zebu.

„Der Herr Pfarrer war über mein Geschenk erstaunt. Diese Perle hatte einen Werth von fünftausend Piaſtern. Sie können sie in der Kirche bewundern, denn das Jesuskind hält sie stets in der Hand. Der Pfarrer dankte, und wünschte mir Glück zu dem guten Gedanken.

„„Sehe, mein Freund,““ sagte er; „„der Himmel wird Dich für diese gute Handlung belohnen, und früher oder später Deine Wünsche erfüllen.““

„Zufrieden verließ ich den frommen Mann, und eilte zu Theresa, um ihr die Worte des Pfarrers mitzutheilen.

„Wir freuten uns wie zwei Kinder.

Die Jugend hat von Gott mancherlei Privilegien erhalten. Das vorzüglichste Privilegium ist die Hoffnung. Mit zwanzig Jahren, wo das Herz noch hoffen zu dürfen glaubt, entflieht aller Kummer; wie der Morgenwind die Wassertropfen aufsaugt, die das Gewitter in den Kelchen der Blumen zurückgelassen, so trocknet die Hoffnung die Thränen, die den Augen entströmen, und verjagt die Seufzer, die der gepreßten Brust entquellen.

„Wir hielten das Ende unserer Leiden für so gewiß, daß wir der schmerzlichen Vergangenheit nicht mehr gedachten. Im Frühlinge des Lebens läßt der Kummer keine

tiefere Spur zurück, als der Fuß des flüchtigen Indianers in dem Sande, wenn der Wind vom Meere weht.

„Als die Bewohner des Dorfes unsere Freude sahen, beneideten sie unser Loos, und die Verwandten Theresa's fanden keinen Vorwand mehr, uns ihre Einwilligung zur Heirath zu versagen.

„Wir erreichten glücklich den Hafen, unser Kahn ward sanft von dem Winde geschaukelt; wir sangen Jubelhymnen ohne zu bedenken, daß uns ein Felsenriff zerschmettern konnte.

„Die jungen Indianer sehen Morgens die Sturmwolke nicht, die Abend's Verheerung über sie ausschüttet; der Büffel weiß die Schlinge nicht, und oft stürzt er sich in die Gefahr, um sie zu vermeiden. Ich geberdete mich wie ein Unsinniger, ich sah die Sonne, ohne des Schattens zu gedenken. Das Unglück brach schneller herein, als ich es gefürchtet hatte.

„Eines Abends kehrte ich vom Fischfange zurück, und wollte zu Theresa gehen, um bei ihr von des Tages Last und Hitze auszuruhen. Da erschien einer meiner Nachbarn, der mir stets in großer Freundschaft zugethan gewesen.

„Bei seinem Anblicke hörte mein Herz auf zu schlagen, und ein heftiges Zittern befiel mich. Sein Gesicht war bleich und entstellt, seine Augen sahen mich erschreckt an, und seine Stimme zitterte, als er sagte:

„„Die Malos (die Malaien) sind auf unserer Küste gelandet.““

„„Himmel!““ rief ich, indem ich die Hand vor das Gesicht legte.“

„Sie haben mehre Personen des Dorfs überrascht und sie als Gefangene mit sich genommen.“

„Und Theresa?“ rief ich.

„Man hat sie fortgeschleppt!“ war die Antwort.

„Ich hörte und sah Nichts mehr. Wie dem Krieger, dessen Herz von dem vergifteten Pfeile getroffen, schwand mir auf einige Minuten die Besinnung.“

„Als ich wieder zu mir kam, war mein Gesicht von Thränen naß.“

„Plötzlich aber erwachte der Muth wieder, und mir ward klar, daß ich keine Zeit verlieren durfte.“

„Ich lief an das Ufer, wo mein Kahn stand. Rasch band ich das leichte Fahrzeug los, und ruderte mit aller Kraft den Malaien nach, nicht um ihnen Theresa zu entreißen, sondern um ihre Gefangenschaft und ihr Unglück zu theilen. Man leidet ja weniger, wenn man nicht allein leidet.“

„Der Ueberbringer dieser verhängnißvollen Botschaft sah mich abfahren; er glaubte, ich habe den Verstand verloren.“

„Es schien, als ob der „Große Geist“ mich beseelte. Mein Kahn flog über das Meer dahin, als ob er Flügel hätte. Man hätte glauben mögen, mir ständen zwanzig Ruderer zu Gebote. Ich flog so rasch dahin wie die Seesamsel, die von dem Sturme getragen wird.“

„Nach einer kurzen peinlichen Fahrt entdeckte ich endlich die Seeräuber, die meinen Schatz fortschleppten. Dieser Anblick verdoppelte meine Kräfte, so daß ich die Piraten bald einholte.“

„Als ich bei ihnen angelangt war, rief ich in den rüh-

rendsten Tönen, daß Theresa meine Frau sei, und daß ich lieber die Sklaverei mit ihr theilen, als sie verlassen wolle.

„Die Piraten hörten meine von Thränen erstickte Stimme; nicht aus Mitleiden, sondern aus Grausamkeit nahmen sie mich an Bord.

„Ich war ja ein Sklave mehr! Warum sollten sie mich zurückweisen?

„Einige Tage später kamen wir in Solo an.

„Hier theilte man die Gefangenen. Der Herr, dem wir durch das Loos zufielen, nahm uns mit sich.

War ich deshalb am frühen Morgen auf den Fischfang ausgezogen? Hatte ich deshalb, damit mich ein solches Loos treffe, dem Jesuskinde zu Zebu die erste Perle geopfert, die ich finden würde?

„Trotz meines Kummers murrte ich nicht; ich bereuete das gebrachte Opfer nicht. Der Allerhöchste ist Herr — sein Wille mußte ja geschehen!“

Ne: Lampago schwieg, um mit Ergebung zum Himmel emporzublicken. Wir konnten auf seinem Gesichte die Spuren erkennen, die das tiefe Leid seines Lebens zurückgelassen hatte.

Die Eftigkeit des Windes hatte sich immer noch nicht gemildert, er warf unser Schiff hin und her. Unsere Matrosen, die ihr Abendessen vollendet, setzten sich an die Seite des Fischers, um seine Erzählung zu hören. Auf ihren Gesichtern las man eine sehr naive Spannung.

Durch ein Zeichen forderte ich den Erzähler auf, fortzufahren.

„Unsere Gefangenschaft dauerte zwei Jahre,“ begann der

Fischer wieder. „In dieser Zeit erduldeten wir unendliche Leiden. Oft führten mich meine Herren an die Ufer eines See's, der im Innern der Insel lag. Eine solche Trennung von meiner Theresa, von meiner Frau, dauerte Monate lang. Ich sage von meiner Frau, denn da wir durch die Menschen nicht verbunden werden konnten, hatten wir uns vor dem gütigen Auge Gottes verbunden.kehrte ich zurück, so fand ich meine arme Gefährtin stets gut, treu und ergeben. Ihr Muth erhielt den meinigen aufrecht.

„Ein Umstand veranlaßte mich, einen kühnen Entschluß zu fassen.

„Theresa ward schwanger.

„Ach, welche Freude würde ich gehabt haben, wenn wir in Zebu, in unserer Familie, bei unsern Freunden gewesen wären! Welch ein Glück würde mir der Gedanke, Vater zu werden, bereitet haben! In der Sklaverei erstarrte dieser Gedanke mir das Blut, und ich beschloß, die Mutter mit ihrem Kinde den Qualen der Gefangenschaft zu entreißen.

„Auf einem der Ausflüge hatte ich mich am Fuße verwundet, und diese Wunde ward mir eine große Hilfe.

„Eines Tages gingen meine Herren nach den Ufer des großen See's, und da sie wußten, daß ich verwundet war, ließen sie mich in Jolo zurück.

„Ich benutzte diese Gelegenheit zur Ausführung eines Plans, den ich längst festgestellt, nämlich dazu, mit meiner Theresa zu entfliehen.

„Das Unternehmen war kühn, aber der Drang nach Freiheit verdoppelte meine Kräfte und vermehrte meinen Muth. Ich zögerte nicht einen Augenblick.

„Als die Nacht angebrochen war, schlug Theresa einen Weg ein, den ich ihr bezeichnet hatte. Ich betrat einen andern, und in kurzer Entfernung von dem Meere trafen wir wieder zusammen. Wir warfen uns in einen kleinen Kahn, und befahlen uns dem Schutze des Himmels.

„Wir ruderten die ganze Nacht. Nie in meinem Leben werde ich diese geheimnißvolle Flucht vergessen. Der Wind war stark, die Nacht dunkel und die Sterne verloren ihren Glanz.

„Stets glaubten wir das Geräusch der Leute hinter uns zu hören, die man zu unserer Verfolgung ausgesandt hatte. Unsere Herzen klopften heftig.

„Endlich brach der Tag an. Nach und nach unterschieden wir in der Morgendämmerung die Felsen, die das Meer begrenzen, und wir konnten aus der Entfernung wahrnehmen, daß man uns nicht verfolgte.

„Eine frohe Hoffnung erfüllte die Seele, muthiger fuhren wir fort zu rudern, indem wir unsere Barke nach Norden richteten, um eine christliche Insel zu erreichen.

„Die wenigen Cocosnüsse, die ich mitgenommen hatte, waren nur eine schwache Nahrungsquelle. Drei lange Tage fuhren wir auf dem Meere, ohne etwas zu genießen. Da verließen uns die Kräfte, erschöpft sanken wir auf die Kniee nieder, und riefen das Jesuskind von Zebu an.

„Nach diesem inbrünstigen Gebete waren unsere Kräfte völlig erschöpft. Die Ruder entsanken unsern ermatteten Händen, und wir legten uns auf dem Boden des Kahns nieder, entschlossen in einer innigen Umarmung zu sterben.

„Unsere Kraftlosigkeit nahm unmerklich zu, endlich verloren wir völlig das Bewußtsein.

„Der Kahn blieb den Wellen überlassen.

„Als wir wieder zu uns kamen — nach wie langer Zeit vermag ich nicht anzugeben — sahen wir uns von sorgenden Christen umgeben, die uns in unserm zerbrechlichen Fahrzeuge bemerkte, und mitleidig aufgenommen hatten.

„Kaum befanden wir uns auf dem Lande, als meine theure Theresia von heftigen Schmerzen ergriffen ward — sie schenkte der Welt ein kleines, gebrechliches Kind.

„Ich kniete vor diesem unschuldigen Geschöpfe nieder, das der Sklaverei entgangen. Es war ein Knabe.“

Der Fischer seufzte, und Thränen rannen auf seine abgemagerten Hände herab.

Die Zuhörer ehrten diese schmerzliche Erinnerung.

„Es dauerte lange, ehe wir uns wieder erholten,“ fuhr Ne: Lampago fort; „endlich waren wir so weit hergestellt, daß wir die Insel Negros verlassen konnten, auf der uns das Jesuskind so wunderbar hatte landen lassen. Wir ließen uns am Ufer dieses großen See's nieder, der im Innern der Insel Ligon liegt. Hier übte ich meinen Stand als Fischer, und wünschte mir Glück dazu, daß ich es konnte, denn ich brauchte die Malaien nicht zu fürchten, die uns in Zebu bald wieder ergriffen haben würden.

„Meine erste Sorge bei unserer Ankunft war nun, mich in der Kirche in Moron trauen zu lassen. Ich hatte es Gott gelobt, und wollte dieses Gelübde dem nicht brechen, der in unsern Herzen ließt.“

„Dann erbaute ich jene Hütte, die Sie kennen und begann mit meiner Familie ein ruhiges Leben.

„Der Fischfang lieferte einen reichlichen Ertrag, ich war jung und konnte leicht meine Fische an die Schiffe verkaufen, die durch die Meerenge fuhren.

„Mein Sohn ward ein prächtiger Junge.“

„Er gleicht seinem Vater,“ sagte ich, indem ich mich des Anfangs der Erzählung des Greises erinnerte.

Aber meine Bemerkung konnte ihm kein Lächeln entlocken.

„Er war ein guter Fischer,“ fuhr er fort, „und wir drei lebten sehr glücklich; da traf uns ein fürchterlicher Unglücksschlag.

„Das Jesuskind hatte uns ohne Zweifel verlassen, oder Gott war nicht zufrieden mit uns. Ich murre nicht, aber er hat uns zu hart bestraft, denn er fügte uns ein Leid zu, das uns dem Grabe nahe brachte.“

Der Greis weinte heiße, bittere Thränen.

Ach, der italienische Dichter hatte Recht, wenn er sagte:

„Nichts ist von Dauer auf der Erden, als die Thränen!“

Die Stimme Ne-Lampago's ward durch Seufzer ersetzt; trotzdem aber fuhr er mit Anstrengung fort:

„In einer schönen, mond hellen Nacht hatten wir unsere Nege ausgeworfen. Da fühlten wir, daß uns das Zurückziehen derselben erschwert wurde, und das Kind tauchte in das Wasser, um das Hinderniß zu beseitigen.

„Ueber den Rand meines Kahns gelehnt, wartete ich, daß es zurückkommen sollte. Da bemerkte ich bei den Sil-

berstrahlen des Gestirns, das auf uns niedersah, einen breiten Blutstreifen auf der Oberfläche des Wassers.

„Eine Furcht besiel mich und ich zog rasch mein Netz zurück.“

„Mein unglückliches Kind hatte sich daran festgeklammert — aber als ich es bemerkte, hatte es aufgehört zu leben.“

„Wie, Ihr Sohn?“ rief ich.

„Mein armer Joseph Maria,“ sagte er, „ein Caiman, der sich in dem Netze gefangen, hatte ihm den Kopf abgebissen.“

„Seit dieser verhängnißvollen Nacht beteten wir, Theresa und ich, zu Gott, daß er uns zu sich rufen möge, denn es fesselte uns ja Nichts mehr an die Erde.“

„Wer von uns Beiden zuerst sterben wird, soll von dem andern neben unserm geliebten Kinde begraben werden — dort, unter jenem kleinen Hügel, neben der Hütte, wo das Holzkreuz steht. Der Letzte, der stirbt, wird ohne Zweifel einen mitleidigen Christen finden, der ihn an der Seite derer begräbt, die er in seinem traurigen Leben so innig geliebt hat.“

Ne: Lampago schwieg. Um seinem Schmerze sich hinzugeben, erhob er sich und nahm durch ein Zeichen Abschied. Mit kummervollem Herzen dankten wir ihm.

Der Wind hatte sich gelegt.

Die aufmerksamen Matrosen erwarteten meine Befehle. Einige Minuten später fuhren wir Jala-Jala zu, das wir noch vor Untergang der Sonne erreichten.

Zweites Kapitel.

Jala = Jala. Ankunft meines Bruders Henri. Der Bandit Ca-
joui. Anten-Anten. Milla. Banditen vom See Bay.

Unter dem Morgen nach der Ankunft ergriff ich wieder die
Zügel meiner kleinen Regierung. Meine Abwesenheit war
ihr eben nicht günstig gewesen und ich mußte mehre einge-
rissene Mißbräuche abstellen.

Einige leichte Strafen, eine unausgesetzte, rege Wach-
samkeit stellten bald wieder Ordnung und Disciplin her
und ich konnte meine Sorge wieder der Cultur und den
Ländereien widmen.

Die Winterzeit begann, die Zeit der Regen und
Stürme.

Kein Fremder wagte sich über den See, um uns zu
besuchen.

Meiner Frau und mir aber flossen die Tage friedlich
und glücklich dahin; die Langeweile war uns fremd. Diese
friedliche Einsamkeit ward bald durch einen unvorherge-

sehenen glücklichen Zufall unterbrochen. Ich empfing nämlich einen Brief aus Manilla, der mir anzeigte, daß mein älterer Bruder Henri angekommen sei, daß mein Schwager ihn aufgenommen habe und daß er mich mit der lebhaftesten Ungeduld erwarte.

Ich hatte nicht gewußt, daß er Frankreich verlassen, um mich aufzusuchen. Diese so plötzliche Ankunft bereitete mir eben so viel Ueberraschung als Freude. So sollte ich denn einen der Meinigen sehen, einen Bruder, für den ich stets eine zärtliche Freundschaft gehegt hatte. Wer nie den heimischen Herd, nie seine Familie, nie die Gegenstände seiner ersten Neigungen verlassen hat, wird schwerlich das Gefühl begreifen können, das dieser glückliche Brief in mir erregte.

Als der erste Freudenrausch sich ein wenig gelegt hatte, wollte ich keinen Augenblick verlieren, um nach Manilla abzureisen.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ich wählte mein leichtestes Boot und meine kräftigsten Indianer. Nachdem ich meine Anna umarmt, fuhr ich über den See, für meine Ungeduld leider zu langsam. Ich würde lieber gesehen haben, daß meine Barke Flügel gehabt, damit sie rasch, wie mein Gedanke, den Raum durchheilt hätte, der mich von meinem Bruder schied.

Nie ist mir eine Reise länger vorgekommen, obgleich meine beiden kräftigen Ruderer, von meiner Ungeduld angefeuert, alle ihre Kräfte aufboten, um mich so rasch als möglich an das Ziel meiner Wünsche zu befördern.

Endlich kam ich an. Ich eilte sogleich zu meinem

Schwager und warf mich in die Arme Henri's. Die Freude des Wiedersehens raubte uns Beiden den Gebrauch der Sprache für einige Augenblicke, nur Thränen bekundeten die Empfindungen unserer Herzen.

Nachdem der erste Hauch vorüber war, richtete ich tausend Fragen an ihn. Kein Mitglied unserer Familie ward vergessen. Die geringsten Kleinigkeiten, die auf diese theuern Wesen Bezug hatten, waren für mich von großem Interesse.

Den Rest des Tages und die ganze darauf folgende Nacht brachten wir in einer ununterbrochenen, interessanten Unterhaltung zu. Den nächsten Morgen reis'ten wir nach Jala-Jala ab.

Henri hatte Eile seine Schwägerin kennen zu lernen; und mich drängte es, ihm das Glück zu zeigen, das ich in dem Besitze dieser theuern Lebensgefährtin fand.

Gute Anna, meine Freude war Deine Freude, mein Glück war das Deinige! Du empfangst Henri wie einen Bruder und diese geschwisterliche Freundschaft war stets eben so aufrichtig, wie Deine Liebe zu mir!

Einige Tage verflossen in traulicher Unterhaltung über Frankreich und über Alles, was es uns Theures enthielt. In meine Freude mischte sich ein Gefühl von Trauer, das ich nicht unterdrücken konnte. Ich dachte an unsere zahlreiche Familie, die auf der Erde so weit zerstreut war.

Mein jüngster Bruder war auf Madagascar gestorben.

Robert, der ältere, wohnte auf Portorico, und meine beiden Schwäger waren Schiffskapitains, die sich stets mit Indiensfahrern auf großen Reisen befanden.

Arme Mutter, arme Schwestern! Ihr war't allein, ohne Stütze — wclch' eine Zeit voll Besorgniß und Angst mußtet Ihr durchleben! Ach, wie gern hätte ich Euch bei mir gehabt! Aber eine ganze Welt trennte uns und nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen verscheuchte die Wolken, welche die glücklichen Tage der Anwesenheit meines Bruders mitunter verdüsterten.

Henri ruhete einige Zeit aus, dann wollte er meine Arbeiten theilen. Nachdem ich ihm meine Pläne mitgetheilt, übernahm er die Leitung der Pflanzungen und der Erndten.

Ich selbst behielt mir das Regiment über meine Indianer vor, die Sorge für die Heerden und die Verfolgung der Banditen.

Mit diesen unruhigen Indianern lebte ich in einem steten Kampfe; aber ich rühmte mich der kleinen Gefechte nicht, die ich ihnen oft zu liefern gezwungen war. Ich befohl im Gegentheil ernstlich meinen Gardisten, darüber zu schweigen, damit meine Anna nicht beunruhigt und in meinem Bruder der Wunsch nicht angeregt würde, mich zu begleiten. Ich wollte ihn den Gefahren nicht preisgeben, denen ich selbst ausgesetzt war.

Wenn es sich nur um kleine Gefechte in freiem Felde gehandelt hätte, so wäre die Gefahr nicht so groß gewesen; aber der Kampf Mann gegen Mann, der oft vorkam, war denn doch ein anderes Ding. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, einige der Umstände zu erwähnen, die mich zu dem, schon früher gemachten Ausspruche berechtigen, daß die Kugeln der Banditen mich respectiren.

Eines Abend's kehrte ich mit meinem Lieutenant zu der Besetzung zurück. Wir waren Beide nur mit Dolchen bewaffnet, und gingen durch einen dichten Wald am See.

„Herr,“ sagte Mlila, „wir befinden uns in der Gegend, die Cajoui am häufigsten besucht.“

Cajoui war nämlich einer der gefährlichsten Räuberschefs.

Es machte ihm Vergnügen, an einem Tage zwanzig seiner Landsleute zu ertränken.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, das Land von einem solchen Mörder zu befreien, und die Mittheilung meines Lieutenants veranlaßte mich, einen kleinen Fußsteig einzuschlagen, der uns zu einer im Walde versteckten Hütte führte.

Mlila erhielt den Auftrag, zu wachen, während ich ging, um die Personen kennen zu lernen, die diese Hütte bewohnten. Ich stieg die kleine Treppe hinauf, die zu dem Innern der tagalesischen Hütten führt. Eine Indianerin, beschäftigt eine Matte zu flechten, war allein darin. Ich forderte Feuer von ihr, um meine Cigarre anzuzünden, dann ging ich zu meinem Lieutenant zurück.

Zufällig richtete ich meine Blicke auf das Aeußere der Hütte; sie kam mir viel größer vor, als sie mir, nach dem Innern zu urtheilen, geschehen hatte.

Ich stieg rasch die Treppe wieder hinan, durchforschte den Raum, in dem sich das junge Mädchen befand, und bemerkte im Wintergrunde eine kleine, durch eine Matte verborgene Thür. Ich stieß heftig die Thür auf, und in demselben Augenblicke schoß Cajoui, der mich mit seinem Kasabiner erwartet hatte, auf mich ab.

Das Feuer und der Rauch machten mich blind. Ein unerklärlicher Zufall wollte es, daß die Kugel meine Kleider streifte, ohne mich zu verwunden.

Als Mila, der wußte, daß ich kein Feuergewehr bei mir trug, den Knall hörte, so glaubte er, ich sei erschossen. Er stürzte die Treppe hinan, und fand mich, von einer Rauchwolke umgeben, wie ich mit dem Dolche in der Hand meinen Feind suchte. Als dieser sah, daß ich nach seinem Schusse noch auf den Füßen stand, so glaubte er wahrscheinlich, daß ich das Anten-Anten bei mir trage, ein diabolisches Gebet, das, nach dem Glauben der Indianer, den Menschen für jede Feuerwaffe unverwundbar macht.

Die Furcht bemächtigte sich des Banditen; er stürzte sich zu einem Fenster hinaus, und lief aus Leibeskräften durch den Wald.

Mila hielt das, was mir begegnet, nicht für möglich; er betastete meinen ganzen Körper, um sich zu überzeugen, daß die Kugel mich nicht durchbohrt hatte.

Als er keine Wunde fand, sagte er:

„Herr, wenn Sie das Anten-Anten nicht hätten, wären Sie todt!“

Meine Indianer haben nämlich stets geglaubt, daß ich im Besitze dieses Geheimnisses und noch mancher anderer wäre.

So hatten sie z. B. gesehen, daß ich vierundzwanzig, selbst sechsunddreißig Stunden weder Speise noch Trank zu mir nahm, sie waren überzeugt, ich könne auf diese Weise endlos fortleben. Ein guter tagalesischer Pfarrer, den ich besuchte, sank fast vor mir auf die Kniee nieder und bat mich, ihm die Macht mitzutheilen, ohne Speisen zu leben.

Die Tagaler haben ihren alten Aberglauben bewahrt. Aber sie sind alle Christen, wenn sie diese Religion auch nur wie Kinder verstehen und glauben, daß das Feiern der Sonn- und Festtage, und jährlich eine Beichte genüge, um Vergebung aller Sünden zu erhalten.

Ich erzähle eine kleine Anekdote, die zur Genüge beweist, was die Indianer unter christlicher Liebe verstehen.

Zwei junge Indianer hatten ihrem Nachbar Geflügel gestohlen. Dieses Geflügel verkauften sie an meinen Haushofmeister für die Summe von ungefähr zwölf Sous.

Ich ließ sie kommen, um sie zu bestrafen und zu ermahnen.

In ihrer Unschuld antworteten sie mir:

„Es ist wahr, Herr, wir haben unrecht gehandelt; aber wir konnten nicht anders, denn wir gehen morgen zur Communion und haben kein Geld, um eine Tasse Chocolate zu trinken.“

Es ist gebräuchlich, nach der Communion eine Tasse Chocolate zu trinken, und die Unterlassung dieses Gebrauch's wäre für sie eine größere Sünde gewesen, als der Diebstahl, dessen sie sich schuldig gemacht.

Zwei böse Gottheiten spielen bei ihnen eine große Rolle; sie glaubten daran, ehe die Philippinen erobert wurden.

Der eine dieser finstern Götter ist der Tic-Balan, von dem ich bereits gesprochen habe; er wohnt in Wäldern und in dem Dickicht großer Feigenbäume.

Diese Gottheit kann Jedem, der nicht an sie glaubt oder nicht gewisse Kräuter bei sich trägt, alles nur mögliche Böse zufügen. So oft ein Indianer an einem dieser Fei-

genbäume vorübergeht, macht er ein Zeichen mit der Hand und spricht: Tavit po. Diese tagalesischen Worte heißen: Mit Erlaubniß, gnädiger Herr.

Der gnädige Herr des Ortes ist der Tic-Balan.

Die andere Gottheit wird Azuan genannt.

Sie wacht vorzüglich über die Wochenbetten, man sieht oft einen Indianer, während seine Frau in Kindesnöthen liegt, auf seinem Dache reiten und mit einem Säbel die Luft durchhauen, um den Azuan fortzujagen. Oft setzt er dieses Manöver mehre Stunden fort, bis die Frau entbunden ist.

Ein Glaube, um den sie die Europäer beneiden könnten, ist der, daß der Tod eines Kindes, wenn er vor dem Verstandesalter erfolgt, ein Glück für die ganze Familie ist. Das Kind geht als Engel in den Himmel, um dort ein Beschützer aller seiner Verwandten zu werden. Demnach ist das Begräbniß ein großes Fest; Verwandte und Freunde sind dazu geladen. Man trinkt, singt und tanzt die ganze Nacht in der Hütte, wo das Kind gestorben ist.

Aber ich bemerke, daß der Aberglaube der Indianer mich zu weit von dem Hauptgegenstande ablenkt. Ich werde später eine passendere Gelegenheit finden, von den Sitten und Gebräuchen dieser seltsamen Menschen zu sprechen.

Mein Lieutenant also versicherte mich, daß ich das Anten-Anten besäße, und daß folglich ein Schuß mich nicht verwunden könne.

Dann wandte er sich an das junge Mädchen, das mehr todt als lebendig in einem Winkel saß.

„Bewünschte Creatur,“ rief er, „Du bist die Concubine Cajou's; jetzt haben wir mit Dir zu thun!“

Mit dem Dolche in der Hand stürzte er auf sie zu.

Ich warf mich zwischen ihn und das arme Mädchen, denn ich wußte, daß er im Stande war, zu morden, vorzüglich wenn man mein Leben bedroht hatte.

„Unglücklicher,“ rief ich, „was willst Du thun?“

„O, nicht viel, Herr! Ich will diesem häßlichen Weibe die Haare und die Ohren abschneiden, es zu ihm schicken und ihm sagen lassen, daß wir ihn bald wieder antreffen würden.“

Es kostete Mühe, ihn an der Ausführung dieses Plan's zu hindern. Ich mußte meine ganze Autorität anwenden und ihm versprechen, die Hütte anzuzünden.

Mein Schutz erlaubte dem erschreckten Mädchen, sich in den Wald zu flüchten.

Mein Lieutenant hatte Recht, wenn er dem Cajou sagen ließ, daß wir ihn bald wiedersehen würden.

Einige Monate später entdeckte ich, mehre Meilen von dem Orte, wo wir seine Hütte in Brand gesteckt hatten, in einem der dichtesten Theile des Waldes eine kleine Hütte. Nur drei meiner Gardisten begleiteten mich.

Meine Indianer liefen, um sie zu umstellen; aber plötzlich versanken sie alle drei bis an den Gürtel in eine Art Sumpf, der mit Zweigen und Kraut bedeckt war.

Da ich nicht so rasch lief, als sie, bemerkte ich die Gefahr; ich wandte mich ab von dem Sumpfe, um die Hütte auf dem einzigen Wege zu erreichen, der dorthin führte.

Plötzlich stand ich Cajoui so nahe gegenüber, daß ich ihn fast mit der Hand erreichen konnte.

Ich hatte meinen Dolch in der Hand; aber auch er hatte den seinigen. Es entspann sich ein Kampf.

Während einiger Secunden kämpften wir mit Stichen, denn Jeder wich aus, so gut er konnte. Ich glaube aber, daß ich im Nachtheile war, denn der Dolch Cajoui's hatte nicht unbedeutend meinen rechten Arm verletzt; glücklicherweise konnte ich mit der linken Hand ein Pistol von sehr großem Caliber aus meinem Gürtel ziehen. Ich feuerte es auf die Mitte seiner Brust ab — die ganze Ladung durchfuhr den Körper meines Feindes.

Einige Secunden lang versuchte sich Cajoui noch zu vertheidigen; aber ich stieß ihn kräftig zurück, daß er vor meinen Füßen niedersank, und entriß ihm den Dolch, den ich jetzt noch aufbewahre.

Jetzt erschienen meine Leute, die aus dem Moraste herausgestiegen waren.

Mitleidig verbanden wir Cajoui's Wunde, machten eine Tragbahre, legten ihn darauf, und trugen ihn nach meiner fast sechs Stunden weiten Besichtigung, wo ich ihm alle Sorgfalt angedeihen ließ, die sein Zustand erheischte.

Ich glaubte, er würde bald seinen Geist aufgeben. Von Viertelstunde zu Viertelstunde brachten mir meine Leute Nachricht von ihm, und stets sagten sie:

„Herr, er kann nicht sterben, weil er das Anten-Anten bei sich trägt; es ist ein Glück, daß Sie, der Sie es ebenfalls besitzen, auf ihn geschossen haben, denn unsere Waffen sind machtlos gegen ihn.“

„Hier, Herr, ist das Anten-Anten, das ich bei ihm gefunden habe.“

In demselben Augenblicke kam ein Anderer und zeigte an, daß Cajoui nicht mehr lebte.

„Sehen Sie,“ sagte Milla, „wenn ich ihm sein Anten-Anten nicht genommen hätte, er lebte noch!“

Ich durchblätterte das kleine Buch; es enthielt Gebete und Anrufungen in tagalesischer Sprache, die nicht viel Sinn hatten.

Ein guter Mönch war anwesend; er nahm mir das Buch aus den Händen. Ich glaubte, er sei eben so neugierig als ich; aber ich hatte mich getäuscht. Er ging in die Küche, und kam einige Augenblicke später zurück, um mir zu sagen, daß er ein Auto-da-Fé abgehalten habe.

Mein armer Lieutenant weinte fast darüber, denn er betrachtete das kleine Buch als sein Eigenthum und glaubte, es würde ihn unverwundbar gemacht haben.

Auch ich würde es als ein Document indianischen Aberglaubens aufbewahrt haben.

Am folgenden Tage hatte ich viel Mühe, meinen Pfarrer, den Vater Miguel, zu bewegen, daß er Cajoui auf dem Gottesacker beerdigen lasse. Er behauptete, ein Mensch, der das Anten-Anten bei sich getragen habe, könne nicht an einem geweihten Orte beerdigt werden.

Um ihn zu gewinnen, mußte ich anführen, daß man dem Cajoui das Anten-Anten vor seinem Verscheiden abgenommen habe, und daß ihm Zeit zur Reue geblieben sei.

Einige Tage nach dem Tode Cajoui's hatte mein treuer Milla eine eben so große Gefahr zu bestehen, als

die war, der ich im Kampfe mit dem Banditen ausgesetzt gewesen.

Aber Ulila hielt sich tapfer, obgleich er das Antenanten nicht besaß; ein Feuegewehr jagte ihm keine Furcht ein.

Große Fahrzeuge, wahre Archen Noa's, die mit ausländischen Kaufmannswaren beladen waren, kamen wöchentlich auf dem Passig an dem Dorfe vorbei, um nach Santa Cruz zu gehen, wo Donnerstags ein großer Markt abgehalten wurde.

Acht unternehmende und verwegene Banditen schifften sich auf einem dieser Fahrzeuge ein, und verbargen ihre Waffen unter den Waarenballen.

Kaum befand sich das Schiff im offenen Fahrwasser, als sie die Waffen ergriffen und ein entsetzliches Blutbad anrichteten.

Jeder, der Widerstand leistete, ward erwürgt. Den Lootsen selbst warf man in's Wasser. Als sie endlich auf keinen Widerstand mehr stießen, raubten sie den Reisenden das Geld und nahmen alle werthvollen Gegenstände, die sie fanden. Dann brachten sie das Schiff an eine Küste, und stiegen, mit Beute beladen, an das Land.

Man hatte mich von diesem verwegenen Unternehmen in Kenntniß gesetzt. Ich begab mich sogleich an den Ort, wo sie gelandet waren.

Unglücklicherweise kam ich zu spät. Die Banditen hatten bereits ihre Beute getheilt und flohen den Bergen zu.

Obgleich ich nur wenig Hoffnung hatte, sie zu erreichen, so begann ich dennoch sie zu verfolgen. Nach einem

langen Marsche begegnete mir ein Indianer, der mir sagte, daß einer der Banditen, der kein so guter Fußgänger wäre wie die übrigen, nicht weit entkommen sei, und daß wir ihn einholen würden, wenn wir uns ein wenig beeilten.

Ulila war mein bester Läufer, er besaß die Schnelligkeit und Leichtigkeit des Hirsches.

„Geh', Ulila,“ sagte ich zu ihm, „und bringe mir den Flüchtling todt oder lebendig!“

Um weniger im Laufen gehindert zu sein, ließ mein wackerer Lieutenant sein Gewehr zurück, er nahm eine Lanze, und entfernte sich.

Bald sahen wir ihn nicht mehr.

Aber einige Minuten später hörten wir einen Gewehrscuß. Der Bandit mußte auf Ulila geschossen haben, und wir hielten ihn für todt oder verwundet.

In der Hoffnung, ihm noch rechtzeitig zu Hilfe zu kommen, beschleunigten wir unsere Schritte. Aber bald sahen wir ihn — er kam uns ruhig entgegen. Seine Kleider und sein Gesicht waren mit Blut bedeckt, und in der linken Hand trug er den scheußlichen Kopf des Banditen, den er bei den Haaren hielt, wie Judith einst den Kopf des Holofernes. In der rechten Hand trug er seine Lanze.

Aber mein armer Ulila war verwundet. Ich untersuchte sogleich die Wunde: sie war nicht gefährlich. Nun fragte ich ihn um die Einzelheiten seines Kampfes.

„Herr,“ antwortete er, „gleich nachdem ich Sie verlassen hatte, sah ich den Banditen, aber auch er sah mich, und lief, was er konnte. Da ich aber noch besser laufen konnte, als er, war ich ihm bald auf den Fersen. Als er

keine Hoffnung mehr hatte, zu entkommen, wandte er sich, und hielt mir ein Pistol entgegen. Furchtlos näherte ich mich ihm. Da krachte der Schuß, und ich fühlte, daß ich im Gesichte verletzt war. Auch diese Wunde hielt mich nicht auf. Ich drang auf ihn ein, und stieß ihm meine Lanze durch den Leib. Da der ganze Bandit zu schwer war, um ihn Ihnen zu bringen, habe ich ihm den Kopf abgeschnitten — hier ist er!“

Nachdem ich dem tapfern Mita zu seinem Siege Glück gewünscht, untersuchte ich seine Wunde genauer. Ein Stück Blei war ihm in die Backe gefahren, war aber durch den Backenknochen verhindert, tiefer einzudringen. Nachdem das Blei herausgezogen war, ging die Heilung rasch von statten.

Da meine zahlreichen Streifzüge gegen die Banditen fast zu Ende sind, so berege ich sie ferner nicht mehr, sondern bleibe nun bei der Schilderung meines gewöhnlichen Lebens in Jala-Jala.

Drittes Kapitel.

Jala = Jala. Bermigan. Der Kapitain Gabriel Lafond. Joaquin Balthasar. Lay = Foung. Streitigkeiten. Banditen. Tapuzi. Die Insel Talim. Bürgerkrieg.

Um diese Zeit brachte ein Unglück die Trauer in mein Haus.

Briefe von meiner Familie kündigten mir nämlich an, daß mein Bruder Robert aus Portorico zurückgekehrt, aber bald darauf an einer schweren Krankheit gestorben sei. Er hatte in den Armen der Mutter und der Schwestern seinen Geist aufgegeben und zwar in dem kleinen Hause von la Planche, wo wir Alle erzogen waren.

Meine gute Anna weinte mit uns; sie wandte die zärtlichste Sorgfalt an, um den Schmerz zu lindern, den wir, mein Bruder Henri und ich, empfanden.

Einige Monate später suchte uns ein neuer Kummer heim.

Wir hatten in Jala = Jala eine kleine Gesellschaft ge-

bildet, die aus meiner Schwägerin bestand, aus Delaunay, einem jungen Manne aus Saint-Malo, der von Bourbon gekommen war, um in Manilla eine Zuckersiederei zu errichten; aus Bermigan, einem jungen Spanier und aus meinem Freunde, dem Kapitain Gabriel Lafond, der, wie ich, aus Nantes stammte. Letzterer ist der Verfasser eines achtbändigen Werkes: Fünfzehn Jahre auf einer Reise um die Welt.

Er war auf dem Schiffe „der Sohn Frankreichs“ nach den Philippinen gekommen, hatte einige Jahre in Süd-Amerika verlebt, bedeutende Stellen als commandirender Kapitain in der Marine bekleidet und war endlich, nach mancherlei Abenteuern, mit einem kleinen Vermögen in Manilla angelangt, wo er sich ein Schiff zum Fischfange in dem stillen Oceane gekauft hatte.

Bei der Insel Trogatabu zerschellte sein Schiff auf einem der Felsen, die diese Insel umgeben. Lafond rettete sich durch Schwimmen, aber er hatte Alles verloren.

Von dort war er nach den Mariannen-Inseln gegangen, wo ihn Kummer und schlechte Nahrung auf das Krankenslager warfen. Als er Manilla erreichte, war er noch mit einer schrecklichen Dysenterie behaftet.

Ich hatte ihn auf meine Besitzung geführt und hier ließ ich ihm alle Sorgfalt zu Theil werden, die ein Landsmann, ein liebenswürdiger und aufrichtiger Freund verdient.

Unsere Abende brachten wir mit unterhaltenden und lehrreichen Gesprächen hin.

Da jeder von uns große Reisen gemacht hatte, wußte

er Manches zu erzählen. Am Tage leisteten die Kranken den Damen Gesellschaft, und ich und mein Bruder lagen den gewöhnlichen Beschäftigungen ob.

Aber bald trübte ein unglücklicher Zufall die Ruhe, die in Jala: Jala herrschte.

Bermigan ward so gefährlich krank, daß ich nach einigen Tagen die Hoffnung aufgab, ihm das Leben zu retten. Nie werde ich die verhängnißvolle Nacht vergessen, in der wir Alle in dem Saale versammelt waren, nie den Schmerz und die Bestürzung, die sich in allen Gesichtern zeigte. In dem angrenzenden Zimmer hörten wir das Todesröcheln: der arme Bermigan hatte nur noch einige Augenblicke zu leben.

Mein Freund Lafond, den die Krankheit ebenfalls in einen fast hoffnungslosen Zustand versetzt hatte, unterbrach das Schweigen.

„Heute stirbt Bermigan,“ sagte er, „in einigen Tagen, vielleicht morgen schon, kommt die Reihe an mich. Sieh', mein lieber Don Pablo, ich kann schon sagen, daß ich nicht mehr lebe. Betrachte meine Beine, meinen Körper — ich bin nur noch ein Skelett, ich kann nicht einmal mehr Nahrung zu mir nehmen. Es ist besser, zu sterben, als zu leben.“

Ich wagte nicht, ihm einige Worte des Trostes und der Hoffnung zu sagen, denn ich war fest überzeugt, daß seine Ahnung sich bewahrheiten werde.

Wer mir damals gesagt hätte, daß er und ich Alle überleben würden, die uns in Fülle der Gesundheit umgaben!

Doch, greifen wir der Zukunft nicht vor.

Der arme Bermigan hauchte seinen letzten Seufzer aus.

Das Haus von Jala-Jala war nicht mehr Jungfrau; ein menschliches Wesen war darin gestorben. Am andern Morgen gingen wir traurig und schweigend nach dem Friedhose, um unsern Freund zu begraben, und ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Wir setzten ihn am Fuße eines großen Kreuzes bei, das in der Mitte des Gottesackers stand.

Trauer und Schweigen herrschte mehre Tage lang in dem Hause auf Jala-Jala.

Einige Zeit nachher hatte ich das Glück, meine Bemühungen für Freund Lafond von dem schönsten Erfolge gekrönt zu sehen. Die starken Mittel, die ich angewendete, gaben ihm die Gesundheit, und später den Appetit zurück.

Bald war er im Stande, sich nach Frankreich einzuschiffen.

Jetzt lebt er in Paris, ist mit einer Frau verheirathet, die alle einen Mann beglückende Eigenschaften besitzt, ist Vater von schönen Kindern, bekleidet einen angesehenen Posten, und erfreut sich der allgemeinen Achtung. Die sechs Monate, die er in Jala-Jala verlebt, hat er nie vergessen. Die Undankbarkeit besleckt nie ein so edles, treues Herz!

Zwischen ihm und mir waltet das freundschaftlichste, innigste Verhältniß ob, und ich bin glücklich, hier aussprechen zu können, daß er stets sein wird, was er ist: mein bester Freund.

Da ich einmal mehrer Personen erwähne, die einige

Zeit auf Jala = Jala gelebt haben, so darf ich auch einen meiner Colonisten nicht übergehen, Joaquin Balthasar aus Marseille, einen so excentrischen Menschen, wie ich nie einen gekannt habe.

Sehr jung noch hatte sich Joaquin in Marseille eingeschifft. Da er in die Liste der Schiffsmannschaft nicht mit eingetragen war, gab man ihn in Bourbon an Bord des Astrolaba, der eine Reise um die Welt machte.

Auf den Mariannen = Inseln desertirte er, und kam völlig entblößt nach den Philippinen. Hier wandte er sich an gute Mönche, wie er sagte, um sich zu belehren und an sein Seelenheil zu denken.

Fast zwei Jahre hat er unter den Mönchen und auf ihre Kosten gelebt. Dann eröffnete er in Manilla ein Kaffeehaus, und verschwendete eine ziemlich große Summe, die er von einem Franzosen und mir geliehen hatte.

Dann kam er auf meine Besitzung, wo er ein großes Gebäude von Stroh errichtete, das mehr Aehnlichkeit mit einem Magazine, als mit einem Hause hatte.

Hier unterhielt er eine Art Serail und adoptirte alle Kinder, die man ihm geben wollte; diese und die seinigen unterrichteten sich gegenseitig, daß sein Haus einer Schule glich.

War er einer seiner Frauen überdrüssig, so ließ er einen von seinen Arbeitern kommen, und sagte mit großem Ernste:

„Diese Frau schenke ich Dir; sei ein guter Ehemann, und behandle sie gut. Und Du, Frau, sieh' hier Deinen Mann; sei ihm treu. Gott segne Euch! Und nun macht,

daß Ihr fortkommt, und laßt Euch nie wieder vor mir sehen!“

Er hatte nie einen Sou Geld; die stärksten Summen verschwendete er in wenigen Tagen. Er borgte von aller Welt, und zahlte nie zurück; er lebte wie ein echter Indianer, und war feig wie ein Haase.

Begen seines blonden Haares und seines blassen, bartlosen Gesichtes hatten ihm die Indianer den Beinamen Quela-Dougou gegeben. Diese tagalesische Worte heißen: „Der kein Blut hat.“

Eines Tages fuhr ich in einem kleinen Boote über den See. Joaquin und zwei Indianer befanden sich bei mir. Da wurden wir von einem jener schrecklichen Stürme der chinesischen Meere überrascht, die man tay-Foung nennt.

Diese außerordentlich seltenen Stürme sind erschrecklich. Der Himmel bedeckt sich mit schweren Wolken, der Regen fällt in Strömen, das Tageslicht verschwindet fast, und der Wind tobt mit einer solchen Gewalt, daß er Alles umstürzt, was ihm in den Weg kommt.

Wir befanden uns also in unserm kleinen Boote.

Kaum hatte der Sturm sich erhoben, als Balthasar alle Heiligen des Paradieses anrief. Verzweiflungsvoll rief er mit lauter Stimme:

„O mein Gott, mein Gott! Ich bin ein großer Sünder, verleihe mir die Gnade und gestatte mir, daß ich beichteten und die Absolution empfangen kann!“

Sein Klagen und Aufen setzten meine beiden Indianer in Erstaunen. Unsere Lage war kritisch genug, um uns die Geistesgegenwart soviel als möglich zu bewahren zu suchen,

damit wir unser leichtes Fahrzeug über dem Wasser erhielten.

Da es aber mit zwei großen Balancirstangen von Bambus versehen war, konnte es sich vollkommen zwischen zwei Wassern erhalten, ohne umzuschlagen, wenn wir vorsichtig und behutsam zu Werke gingen und die Seite den Wellen nicht aussetzten.

Was ich voraus gesehen, geschah.

Eine Welle überschüttete uns, wir waren einige Sekunden lang völlig begraben. Die Welle ging vorüber, und wir kamen wieder auf die Oberfläche des Wassers.

So oft eine Welle kam, ging sie über unsern Köpfen hinweg. Wir hatten die Füße unter die Bänke gesteckt, und hielten uns fest angeklammert. Nur unser Oberkörper ragte aus dem Wasser empor.

Je nach drei oder vier Minuten fuhr eine Welle über uns hinweg.

Wir wendeten unsere ganze Kraft, unsere ganze Geschicklichkeit an, um dem Unwetter zu entgehen.

Balthasar hatte sein Klagen eingestellt, es herrschte die größte Ruhe. Nur von Zeit zu Zeit rief ich:

„Muth, Kinder, Muth, wir werden das Ufer erreichen!“

Um die Trostlosigkeit unserer Lage vollständig zu machen, brach die Nacht an.

Der Regen fiel immer noch in Strömen herab, und der Sturm rasste mit doppelter Heftigkeit.

Von Zeit zu Zeit wurden wir von Feuerkugeln beleuchtet, ähnlich denen, welche die Seeleute Sanct-Elmsfeuer nennen.

In den Augenblicken, wo diese Feuerkugeln strahlten, sandte ich meine Blicke in die Ferne: ich sah Nichts als empörte Wogen.

Zwei Stunden lang wurden wir von den Wellen hin und hergeworfen, aber wir kamen dabei stets dem Ufer näher. In dem Augenblicke, wo wir es am wenigsten vermutheten, befanden wir uns in einem dichten Bambusgebüsch.

Ich erkannte, daß wir am Ufer waren, und daß der See sich mehre Meilen weit in das Land hinein erstreckte.

Wir standen bis an die Brust im Wasser, und es war unmöglich, aus der Ueberschwemmung zu kommen. Die Finsterniß war zu stark, als daß wir irgend eine Richtung hätten wählen können. Unser Kahn stand in dem Bambus fest, wir konnten uns seiner nicht mehr bedienen. Wir kletterten an den Bambusröhren des Gebüsches so hoch empor, als es möglich war. Die spitzen Dornen, die an allen kleinen Zweigen saßen, zerrissen uns das Fleisch. Der Regen goß immer noch in Strömen hernieder, und der Wind rasste mit derselben Heftigkeit fort. Bei jedem Windstoße bog sich das Bambusröhricht, dessen biegsame Zweige uns Gesicht und Körper zerrissen.

Ich habe viel gelitten in meinem Leben, aber nie ist mir eine Nacht so lang und fürchterlich gewesen, als diese.

Joaquin Balthasar begann zuerst zu sprechen.

„Ach, Don Pablo,“ sagte er mit zitternder Stimme, „ich bitte Sie, schreiben Sie meiner Mutter das tragische Ende ihres Sohnes!“

Ich konnte mich nicht erwehren ihm zu antworten:

„Gewünschter Feigling, glaubst Du, ich sei besser daran, als Du? Schweige, oder ich lasse Dich untertauchen, daß ich Nichts mehr von Dir höre!“

Der arme Joaquin richtete sich danach, er sprach kein Wort weiter; aber von Zeit zu Zeit gab er seinen Schmerz durch tiefe Seufzer zu erkennen.

Gegen vier Uhr Morgens wendete sich plötzlich der Wind, und nach und nach legte er sich.

Der Tag brach an, und wir waren gerettet.

Wir konnten uns nun erkennen. In welch' einem besklagenswerthen Zustande befanden wir uns! Unsere Kleider waren nur noch Lumpen. Die Körper waren mit tiefen Rissen bedeckt. Die Kälte war uns bis in das innerste Mark gedrungen, und das empfangene Bad hatte unsere Haut gerunzelt. Wir sahen aus wie Ertrunkene, die man aus dem Wasser gezogen, nachdem sie einige Stunden darin gelegen.

Krumm und lahm ließen wir uns endlich von den Bambusröhren herab, um in das Wasser des See's zu gehen. Es machte auf uns einen angenehmen, wohlthätigen Eindruck. Mir kam das Seewasser so lau vor, wie ein Bad von dreißig Graden Wärme.

Diese milde Temperatur belebte uns wieder, und wir zogen unsern Kahn aus dem Dickicht zurück, in dem er sich glücklicherweise so verfahren hatte, daß Wind und Wellen ihn nicht weiter schleudern konnten. Wir erreichten das Fahrwasser, und bald kamen wir bei einer indianischen Hütte an, in der wir uns trockneten und Kräfte sammelten.

Das Wetter war vollkommen ruhig, und die Sonne

erglänzte in ihrer ganzen Pracht. Aber überall sah man die Spuren, die der *tay-soung* zurückgelassen hatte.

Um Mittag erreichten wir *Jala-Jala*, wo unsere Ankunft große Freude erregte. Man wußte, daß ich mich auf dem See befunden hatte, und Alles ließ auf meinen Untergang schließen.

Meine gute, geliebte *Anna* warf sich mir weinend an die Brust; sie hatte in einer so großen Besorgniß gelebt, daß sie einige Minuten lang ihre Freude über mein Wiedersehen nur durch die Thränen ausdrücken konnte, die über ihre Wangen strömten.

Balthasar kehrte in seinen *Serail* zurück.

So lange er unter meinem Schutze stand, respectirten ihn die *Indianer*; aber nach meiner Abreise von *Jala-Jala* ward er ermordet, und Alle, die ihn kannten, stimmten darin überein, daß er mehr als einen Titel verdiente.

Da ich einmal von dem *Tah-Soung* gesprochen habe, so will ich ein wenig weiter hinausgreifen, und so kurz als möglich von einem weit schrecklichern erzählen, als der ist, der mich in einem gebrechlichen Boote überraschte und in das *Bambusdickicht* trieb.

Die reizenden Bäder waren so eben vollendet, die ich meinem Hause gegenüber in dem See angelegt hatte. Ich war stolz und zufrieden, meiner Frau diese neue Annehmlichkeit verschaffen zu können.

An demselben Tage, an dem meine *Indianer* die letzte Ausschmückung anbrachten, begann gegen Abend der Westwind sehr heftig zu werden. Nach und nach hob sich der

See, und bald zweifelten wir nicht mehr, daß ein Tausend Founz eintreten würde.

Ich stand mit meinem Bruder lange an dem Fenster und sah durch die Scheiben, ob die Wäder der Gewalt des Windes Widerstand leisten würden; aber ein jäher, furchtbarer Stoß ließ mein armes Gebäude wie ein Kartenhaus verschwinden.

Wir traten von dem Fenster zurück. Es war wohlgethan, denn ein noch stärkerer Windstoß, als der, der die Wäder zerstört, zertrümmerte alle Fenster, die nach Westen hinausgingen. Der furchtbare Luftstrom zog in das Haus und riß die ganze Wand ein, in der sich die Eingangsthür befand.

Der See war so aufgereggt, daß die Wellen über mein Haus schlugen und in alle Zimmer drangen.

Wir konnten uns hier nicht länger halten.

Indem wir uns gegenseitig halfen — nämlich meine Frau, mein Bruder, ein junger Franzose aus Bordeaux, Pierre Boldemar, der sich in Tala-Tala aufhielt, und ich — war es möglich, ein Zimmer im Erdgeschosse zu erreichen, das nur durch ein kleines Fenster Licht erhielt. In diesem sehr dunklen Raume verbrachten wir einen großen Theil der Nacht. Wir hatten, mein Bruder und ich, die Schultern gegen das Fenster gestümt, und stellten unsere ganze Kraft der des Windes entgegen, der es einzustürzen drohete.

In diesem Zimmer befanden sich einige Flaschen Brandwein. Anna goß daraus in ihre Hand, und gab uns zu

trinken, um uns zu erwärmen und unsere Kräfte zu erhalten.

Bei Anbruch des Tages legte sich der Wind, und es trat wieder Ruhe ein.

Alle Möbel und Ausschmüclungen meines Hauses waren zertrümmert, alle Zimmer überschwemmt und alle Vorrathskammern mit Sand gefüllt, den die Wellen des See's herbeigetragen hatten.

Bald ward das Haus ein Zufluchtsort meiner Colosnisten; alle hatten obdachlos eine schreckliche Nacht verbracht.

Die Sonne erschien endlich an dem wolkenlosen Himmel in vollem Glanze. Aber welche Traurigkeit bemächtigte sich meiner, als ich von einem Fenster aus die Zerstörung übersah, die der Tag-Foung angerichtet hatte.

Von einem Dorfe war Nichts mehr zu sehen. Alle Hütten waren hinweggerissen und die Kirche war eingestürzt. Meine Magazine und meine Zuckersiederei waren verloren. Ich sah nichts als Ruinen.

Meine schönen Zuckerrohrfelder waren völlig verwüstet; das vor zwölf Stunden noch so herrliche Land schien unter einem langen Winter gelitten zu haben.

Man sah nirgends ein grünes Plätzchen mehr, die Bäume waren aller Blätter beraubt, die Zweige zerbrochen, ganze Gehölze umgerissen — und diese ganze Vernichtung war das Werk einiger Stunden gewesen.

Im Laufe desselben und des folgenden Tages warf der See mehre Leichname unglücklicher Indianer, die umgekommen waren, an das Ufer. Vater Miguel trug Sorge für

das Begräbniß derselben, und lange Zeit nachher sah man auf dem Gottesacker von Jala:Jala noch einige Kreuze mit der Inschrift: Unbekannt gestorben während des Lay-Foung.

Meine Indianer baueten nun rasch ihre Hütten wieder auf, und ich suchte so viel als möglich die mir verursachten Schäden auszugleichen.

Die fruchtbare Natur der Philippinen verwischte bald den traurigen Anblick.

Kaum waren acht Monate verflossen, so hatten die Bäume ihren vollständigen Blättersehmuß wieder erlangt, sie gewährten den Anblick eines schönen Frühlings nach einem schrecklichen Winter.

Der Lay-Foung hatte auf einem Flächenraume von zwei Meilen im Durchmesser gewüthet; er hatte Alles, was er getroffen, umgestürzt und vernichtet.

Doch genug von diesem Unglücksfalle; ich kehre nun zu der Zeit zurück, wo der Tod des armen Bermigan uns Alle mit Trauer erfüllte.

Meine Besizung blüete empor; es herrschte Ueberfluß, und der Ueberfluß brachte meinen Colonisten Glück. Die Bevölkerung von Jala:Jala mehrte sich täglich. Man achtete und liebte mich. Meine Indianer halfen eifrig arbeiten und gehorchten mir blindlings; aber nicht etwa durch den Druck der Herrschaft, sondern durch das wachsende Ansehen der Gerechtigkeit und des guten Rechts.

Zwangen mich schwierige Verhältnisse, mit Energie gegen sie zu verfahren, so geschah dies stets ohne Waffen; die Kraft meines Willens allein verschaffte mir Gehorsam.

Ich ließ sie indes mitunter durchprügeln, und zwar deshalb, um ihnen größeres Unglück zu ersparen. Diese Acte der ausübenden Gewalt fanden nur bei großen Versammlungen statt, wenn sich ein Streit erhob, wenn sie die Dolche zogen und einen blutigen Kampf begannen, dann schritt ich ein, damit sie die Macht ihrer Obern und meiner Gardisten kennen lernten. Fielen dergleichen Scenen vor, so benachrichtigte man mich schnell davon. Ich nahm meinen Rohrstock und ging nach dem Versammlungsorte, wo gewöhnlich die Hahnenkämpfe abgehalten wurden. Während ich mich in die Menge stürzte, hieb ich rechts und links um mich, und wer sich in dem Bereiche meines Stockes befand, ward davon getroffen. Dann stoben sie wie Spreu auseinander. Jeder verbarg sich in einem Winkel und kam nur dann erst wieder zum Vorschein, wenn die Gemüther völlig beruhigt waren.

Diese Art Execution nahmen sie heiter auf; stets erzählten sie dann einen komischen Zufall, der sich bei Gefesgenheit ihrer hastigen Flucht ereignet hatte. Sie sagten laut:

„Wir waren Alle schuldig, denn diese wollten sich schlagen, jene zusehen. Der Herr hat recht gethan, daß er keinen schonte.“

Ein anderes Mal ging ein tapferer, kräftiger Indianer, den blanken Dolch in der Hand, unter seinen Landsleuten umher, und drohete ihnen. Niemand wagte sich ihm zu nähern, weil man wußte, daß er von seiner Waffe Gebrauch machen würde. Nun kam man zu mir, und benachrichtigte mich davon. Ohne Waffen, selbst ohne Stock, trat ich ihm

entgegen, und befahl ihm mit fester Stimme, er solle sich in das Gefängniß begeben, damit man ihn in den Block spanne. Nie haben diese Leute in Augenblicken, wo sie der Schrecken ihres Gleichen waren, mir den Gehorsam versagt. Am andern Morgen ließ ich sie vor mich kommen, hielt ihnen eine Strafpredigt, und gab ihnen den Dolch und die Freiheit zurück.

Durch den unaufhörlichen Krieg, den ich mit den Bandsitten führte, hatte ich dem spanischen Gouvernement große Dienste geleistet, und ich kann wohl sagen, daß die Räuber mich fürchteten und verehrten; sie betrachteten mich als ihren Feind, aber als einen tapferen Feind, der einer Feigheit gegen sie unfähig ist und nur einen loyalen Krieg führt. Der indianische Charakter war mir so bekannt, daß ich einen Hinterhalt oder eine verrätherische Schlinge nicht fürchtete. Ich war so fest überzeugt davon, daß ich sowohl bei Tage als bei Nacht, auf meiner Besizung stets ohne Begleitung ausging. Furchtlos durchstreifte ich Gebirge und Wälder, und oft selbst begab ich mich an diejenigen Orte, wohin sie mich eingeladen hatten, um mich um Rath zu fragen.

Diese Arten Rendezvous fanden stets Nachts an einsamen, abgelegenen Orten statt.

Das von beiden Seiten gegebene Wort, einander keinen Schaden zuzufügen, ward stets getreulich gehalten.

Durch diese nächtlichen Unterhaltungen ohne Zeugen gelang es mir oft, die verirrtten Menschen zu einem friedlichen Leben zurückzubringen.

Eines Tages empfing ich einen Brief von einem Mestiz

zen, einem großen Verbrecher, der eine der benachbarten Provinzen unsicher machte.

Er schrieb mir, daß er mich sprechen wolle, und bat mich, allein zu kommen, und zwar mitten in der Nacht. Dabei deutete er mir eine wilde Gegend an, und versprach, auch seinerseits allein zu erscheinen.

Ich nahm keinen Anstand, mich dorthin zu begeben.

Wie er mir versprochen hatte, so traf ich ihn an.

Er sagte mir, daß er sein Leben zu ändern und künftig auf meiner Besitzung zu wohnen wünsche.

Er fügte hinzu, daß er nie gegen die Spanier ein Verbrechen begangen, sondern einzig und allein nur gegen die Indianer und Mestizen gesündigt habe.

Es war mir unmöglich, ihn aufzunehmen, ohne mich zu compromittiren.

Ich schlug ihm vor, ihn bei einem Mönche unterzubringen, dort sollte er einige Jahre verborgen bleiben, und wenn seine Verbrechen vergessen seien, könne er in die Gesellschaft zurücktreten.

Nachdem er einen Augenblick überlegt, antwortete er:

„Nein, auf diese Weise würde ich meine Freiheit verlieren. Ehe ich als Sklave lebe, will ich lieber sterben.“

Nun machte ich ihm den Vorschlag, sich nach Tapuzi zu begeben, wo die zu sehr verfolgten Banditen sich ungestraft verbergen könnten. (Es wird sich mir bald die Gelegenheit bieten, von diesem Orte zu reden.)

Mein Mestize machte eine Bewegung, und gab zur Antwort:

„Nein; die Person, die ich mit mir nehmen möchte,

wird nicht dorthin gehen. Da Sie nichts für mich thun können, so leben Sie wohl.“

Er reichte mir die Hand, und wir schieden.

Einige Tage später ward die Hütte, in der er sich befand, von einer Compagnie der Linientruppen eingeschlossen. Die Hütte lag nicht weit von Manilla.

Der Bandit ließ zunächst die Eigenthümer der Hütte hinausgehen, und als er sie außer Gefahr sah, nahm er seinen Karabiner, und begann unter die Soldaten zu feuern, die wiederum auf die Hütte feuerten.

Als die Hütte von Kugeln durchlöchert war und als man sah, daß der Bandit die Schüsse nicht mehr beantwortete, warf man Feuer in die Hütte; so sehr fürchtete man ihn noch lebendig anzutreffen.

Jene nächtliche Zusammenkunft hat mich veranlaßt, von Tapuzi zu sprechen; ich kann nicht umhin, diesem seltsamen Zufluchtsorte, wo proscribirt Menschen in seltener Ruhe und vollständiger Einigkeit leben, einige Zeilen zu widmen.

Tapuzi ist ein tagalesisches Wort, und bedeutet „Ende der Welt.“ Es ist ein kleines Dorf, das zwanzig Meilen von Jala-Jala im Innern des Gebirges liegt.

Es besteht aus Banditen und entflohenen Galeerensträflingen, die hier frei leben, sich selbst regieren, und vor allen Verfolgungen, welche die Regierung gegen sie unternehmen lassen könnte, gesichert sind, da die Lage des Dorfes unzugänglich ist.

Ich habe oft von diesem seltsamen Dorfe sprechen gehört, aber ich habe nie eine Person antreffen können, die es gesehen hat, und die mir folglich sichere Nachricht dar-

über zu geben im Stande war. So entschloß ich mich eines Tages, die Reise dorthin in eigener Person zu machen. Ich theilte nur meinem Lieutenant meinen Plan mit; dieser sagte mir:

„Herr, ich werde ohne Zweifel einige meiner ältesten Kameraden dort vorfinden, und deshalb werden wir Nichts zu fürchten haben.“

Zu dreien reisten wir ab.

Ich schützte natürlich eine andere Reise vor.

Auf fast unwegsamen Pfaden schweiften wir zwei Tage lang durch die Gebirge.

Am dritten Tage erreichten wir einen Wasserfall, dessen Bett mit großen Steinblöcken verrammelt war.

Beide Ufer, die vielleicht zwanzig Schritte von einander entfernt lagen, erhoben sich perpendicular, wie zwei hohe Mauern. Die Gipfel derselben, vielleicht tausend Metres hoch, näherten sich sichtlich und ließen nur eine kleine Oeffnung, durch die einige Lichtstrahlen drangen, die uns kaum erlaubten, den Theil des Weges zu unterscheiden, wo wir von Felsblock zu Felsblock sprangen.

Dieser Schlund war der einzige Weg, auf dem man nach Tapuzi gelangen konnte; er war die natürliche und uneinnehmbare Festung, welche das Dorf gegen das Eindringen der spanischen Sbirren vertheidigte.

Mein Lieutenant sagte mir:

„Sehen Sie über sich, Herr. Die Bewohner von Tapuzi allein kennen die Fußwege, die zu dem Gipfel der Gebirge führen. So lang dieser Hohlweg ist, so weit liegen große Felsstücke aufgehäuft, die man auf die hinabstürzt

welche einen Angriff unternehmen wollen. Man würde eine ganze Armee verhindern können, vorzudringen.

Ich sah wirklich, daß wir uns in einer wenig beruhigenden Lage befanden, und daß wir den Bewohnern von Tapuzi, wenn sie uns für Feinde hielten, durchaus keine Vertheidigung entgegenstellen konnten. Aber wir hatten uns einmal auf das Abenteuer eingelassen, und konnten nun nicht mehr umkehren. Wir mußten den Weg bis Tapuzi fortsetzen.

Länger als eine Stunde waren wir in diesem Schlunde fortgeschritten, als plötzlich ein ungeheurer Felsblock von oben herabfiel; zwanzig Schritte vor uns zerborst er in Stücke.

Dies war ein Avertissement.

Wir standen still, und legten unsere Waffen zu Boden.

Ein zweiter Block, ähnlich dem, welcher bereits herabgefallen war, hing über unseren Köpfen, bereit uns zu zerschmettern.

Ein Schrei ließ sich vor uns vernehmen.

Ich sagte meinem Lieutenant, er möge allein und ohne Waffen weiter gehen.

Einige Minuten später kam er mit zwei Indianern zurück; er hatte sie versichert, daß ich in friedlichen Absichten käme. Man hatte sie geschickt, um uns in das Dorf zu führen.

Bei dieser Begleitung hatten wir Nichts mehr zu fürchten. Fröhlich setzten wir den Rest des Weges fort, bis zu dem Orte, wo der trichterförmige Gang endigte.

Der Ort, den wir nun passirten, war mit ungeheuren Felsblöcken angefüllt, die man hoch aufgeschichtet hatte.

Dahinter ragte drohend ein kahles Gebirge empor, auf dem sich keine Spur von Vegetation zeigte; es glich einer alten europäischen Festung, die eine magische Macht inmitten der hohen Berge erbauet, welche sie beherrschte.

Mit einem einzigen Blicke hatte ich die ganze Gegend erfaßt, durch die wir gingen; ich überdachte die unermesslichen Mannichfaltigkeiten, welche die Natur bietet.

Möghlich lag das ersehnte Ziel meiner Reise, das Dorf Tapuzi, vor meinen Blicken.

Es liegt am äußersten Ende dieser Hochebene, und besteht aus vielleicht sechzig Strohhäusern, die den indianischen Hütten gleichen.

Die Einwohner standen an den Fenstern, um uns kommen zu sehen.

Unsere Begleiter führten uns zu ihrem Chef, dem *matan-dasanayon* (alten Chef.)

Dieser war ein schöner Greis; seinem Gesichte nach zu urtheilen, mußte er wohl achtzig Jahre alt sein. Nachdem er freundlich begrüßt, fragte er mich:

„Als was sind Sie gekommen? Als ein Freund, oder nur aus Neugierde? Oder zwingen Sie die grausamen Gesetze der Castilianer bei uns eine Zuflucht zu suchen? Kommen Sie in dieser Absicht, so seien Sie willkommen, Sie werden hier Brüder finden.“

„Nein,“ antwortete ich, „wir sind nicht gekommen, um bei Ihnen zu bleiben. Ich bin Ihr Nachbar, der Bez

siger von Jala:Jala. Ich komme, um Sie zu besuchen, Ihnen meine Freundschaft anzubieten, und Sie um die Ihrige zu bitten."

Bei dem Namen Jala:Jala machte der Greis eine Bewegung der Ueberraschung. Dann sagte er:

„Es ist schon lange Zeit her, daß ich von Ihnen habe sprechen hören; man hält Sie für einen Agenten des Gouvernements, der die Unglücklichen verfolgt. Aber ich habe auch gehört, daß Sie Ihre Sendung mit Güte und Nachsicht erfüllen, und daß Sie ihnen oft Unterstützung gewähren. Deshalb seien Sie willkommen!"

Nach dieser Einleitung brachte man uns Milch und Kartoffeln. Während des Mahles fuhr der Greis fort, frei mit mir zu reden.

„Vor vielen Jahren," sagte er, „ich weiß nicht mehr die Zeit anzugeben, kamen einige Männer nach Tapuzi, um hier zu wohnen. Sie wohnten hier so ruhig und sicher, daß noch Andere ihrem Beispiele folgten, und sich dadurch der ihnen auferlegten Strafe für begangene Fehler zu entziehen suchten. Bald sah man Familienväter mit Weibern und Kindern ankommen. Diese machten die ersten Grundlagen zu dem Gouvernement, das Sie jetzt sehen.

„Jetzt ist fast Alles Gemeingut: einige Kartoffel- oder Maisfelder und die Jagd genügen uns. Wer besitzt giebt dem, der Nichts besitzt. Fast alle unsere Kleidungsstücke sind von den Frauen gewebt und genäht. Der Abaca (eine vegetabilische Seide) versieht uns mit den nöthigen Fäden. Das Geld kennen wir nicht, wir bedürfen dessen nicht.

„Der Ehrgeiz ist verbannt; jeder ist sicher, daß er nicht vor Hunger umkommt.

„Von Zeit zu Zeit kommen Fremde zu uns. Wenn sie sich unsern Gesetzen unterwerfen wollen, so bleiben sie bei uns; man gewährt ihnen eine Prüfungszeit von vierzehn Tagen, dann können sie sich entscheiden. Ist diese Zeit vorüber, steht es ihnen frei, sich entweder zurückzuziehen oder unserer Familie anzugehören.

„Unsere Gesetze sind mild und nachsichtig. Die schwerste Strafe, die wir verhängen können, ist, daß wir den für immer fortjagen, der sich eines großen Versehens schuldig gemacht hat.

„Die Religion unserer Väter haben wir nicht vergessen, und Gott wird mir einst ohne Zweifel meine ersten Sünden verzeihen, weil ich in seinem Dienste und in dem meiner Mitmenschen so lange und so viel gewirkt habe.“

„Aber wo ist Ihr Chef?“ fragte ich. „Wer sind Ihre Richter und Ihre Priester?“

„Ich bin es!“ sagte er. „Ich allein bekleide alle diese Ämter.“

„Früher lebte man hier wie unter wirklichen Bildern; ich war jung, stark und allen meinen Brüdern ergeben.

„Ihr Oberhaupt starb; da ward ich gewählt, um es zu ersetzen.

„Nun verwandte ich alle meine Sorge darauf, daß Nichts geschah, was ungerecht war oder sich mit dem Glücke derjenigen, die sich mir anvertrauten, nicht vereinigte.

„Bis dahin hatte man sich wenig um die Religion gekümmert; ich wollte meines Gleichen daran erinnern, daß

sie geborene Christen seien. Deshalb setzte ich Sonntags eine Stunde fest, wo wir Alle gemeinschaftlich beteten, und ich bekleidete mich mit allen Attributen eines Verkündigers des Evangeliums. Ich schloß die Heirathen, vollzog die Taufen, und ertheilte den Sterbenden die Tröstungen der Religion.

„In meiner Jugend bin ich Chorknabe gewesen, ich erinnerte mich der kirchlichen Ceremonien. Bin ich auch nicht mit den zu diesen Amtsverrichtungen nöthigen Attributen investirt, so übte ich sie doch mit Treue und Liebe, und deshalb hoffe ich, daß meine guten Absichten mir die Verzeihung des höchsten Herrn erwirken werden.“

Die Worte des Greises hatten meine Bewunderung erregt. Ich befand mich unter Leuten, die in dem Rufe standen, daß sie als Räuber und Mörder in zügelloser Freiheit lebten. Und nun war es eine Verbindung von Brüdern, die fast Alle dieses Namens würdig waren.

Ich bewunderte vorzüglich diesen schönen Greis mit seinen so einfachen Grundsätzen von Moral und Recht, der diese Verbindung seit so vielen Jahren regiert hatte.

Ich theilte dem Greise alle meine Gedanken mit, lobte sein Benehmen und versicherte ihm, daß der Erzbischof von Manilla alle seine religiösen Handlungen, die er in so edler Absicht ausgeübt, billigen würde; ich erbot mich selbst, bei dem Erzbischofe dahin zu wirken, daß er ihm einen Gehilfen senden möge.

Aber der Greis antwortete mir:

„Nein, mein Herr; ich danke Ihnen. Sprechen Sie nie von uns. Wir würden gewiß glücklich sein, einen Dies

ner des Evangeliums hier zu haben, aber bald würden wir auch durch seinen Einfluß dem spanischen Gouvernement unterworfen sein. Wir würden Steuern zahlen müssen, der Ehrgeiz würde sich unter uns einschleichen, und aus den freien Menschen, die wir jetzt sind, würden Sklaven werden. Das kann uns nicht glücklicher machen. Nein, noch einmal: sprechen Sie nie von uns; geben Sie mir Ihr Wort darauf!"

Sein Raisonnement schien mir so richtig zu sein, daß ich seiner Forderung genügte. Ich lobte ihn noch einmal, wie er es verdiente, und versprach ihm, die Ruhe der Bewohner seines Dorf's durch keine Indiscretion zu trüben.

Abends empfangen wir den Besuch sämtlicher Einwohner, vorzüglich der Frauen und jungen Mädchen, die von einer unbegrenzten Neugierde geplagt wurden, einen Weißen zu sehen.

Nicht eine der Frauen von Tapuzi war je aus ihrem Dorfe gekommen, sie hatte ihre Hütte fast nie aus dem Gesichte verloren. Man kann sich deshalb nicht wundern, daß sie so neugierig waren.

In Begleitung des Greises und einiger Alten machte ich am folgenden Morgen einen Gang durch die Ebene und besuchte die Kartoffel- und Maisfelder, die den Einwohnern das Hauptnahrungsmittel bieten.

Als wir dahin kamen, wo ich Abends zuvor die enormen Felsblöcke gesehen hatte, blieb der Greis stehen und sagte:

„Sehen Sie, Castilianer, wie Gott die Tapuziner zu einer Zeit bestrafte, wo sie noch wie wilde Thiere lebten.

(Der Tagaler nennt jeden Europäer einen Castilianer.)
Sehen Sie dieses Gebirge, das aller Vegetation baar ist. In einer Nacht erhob sich ein furchtbares Erdbeben, der Berg spaltete sich in zwei Theile, und ein Theil verschlang die Hälfte des Dorf's, das damals an der Stelle stand, wo jetzt diese ungeheuren Felsen sich befinden. Wäre der Riß einige hundert Schritte weiter gegangen, von der Bevölkerung Tapuzi's lebte nicht eine Person mehr. Aber ein Theil blieb verschont, und ließ sich dort nieder, wo jetzt das Dorf steht.

„Seit der Zeit beten wir zu Gott und leben so, daß wir eine so große Strafe nicht verdienen, als die war, die in jener schrecklichen Nacht die unglücklichen Opfer betroffen hat.“

Die Unterhaltung und die Gesellschaft des Greises, ich könnte wohl sagen des Königs von Tapuzi, waren für mich höchst interessant. Aber ich war bereits mehrere Tage von Jala-Jala fern, und hatte zu fürchten, daß meine Abwesenheit Besorgnisse erregen würde. Ich befahl meinem Lieutenant, die Abreise vorzubereiten.

Wir nahmen also Abschied von unsern Wirthen.

Zwei Tage später kam ich auf meiner Bestimmung an. Ich war zufrieden mit der Reise nach Tapuzi.

Meine Anna befand sich in großer Besorgniß, nicht nur wegen meiner Abwesenheit allein, sondern auch deshalb, weil die Bewohner zweier großen Flecken der Provinz so zu sagen sich den Krieg erklärt hatten.

Die Muthigsten, drei bis vierhundert von jeder Seite, hatten sich auf die Insel Talim begeben.

Dort standen sie sich einander gegenüber, um eine Schlacht zu liefern. Bei einzelnen Plänkeleien waren bereits einige Opfer gefallen.

Diese Nachricht hatte Anna erschreckt.

Sie wußte, daß ich nicht der Mann war, der ruhig das Ergebnis des Kampfes in seiner Wohnung abwartete. Sie sah mich schon mit meinen zehn Gardisten im ärgsten Gewühle, und vielleicht auch als Opfer meines Amtseifers.

Ich beruhigte sie, wie ich stets pflegte, indem ich ihr versprach, vorsichtig zu sein und sie nicht zu vergessen. Aber ich durfte keinen Augenblick verlieren, es mußte einer Collision ein Ziel gesteckt werden, die den Tod vieler Menschen bewirken würde.

Aber was sollte ich mit meinen zehn Gardisten anfangen? Durfte ich hoffen, diese Menge unter meinen Willen zu beugen? Wahrlich nein! Wollte ich mit Gewalt einschreiten, so hätte ich uns Alle geopfert. Was war nun zu thun? Wollte ich alle meine Indianer bewaffnen, so fehlte es an Fahrzeugen, um sie nach Talim zu schaffen. In dieser Verlegenheit entschloß ich mich, allein mit meinem Lieutenant zu reisen. Wir nahmen unsere Waffen und bestiegen ein kleines Boot, das wir selbst lenkten.

Kaum hatten wir uns dem Ufer soweit genähert, daß die Stimme uns erreichen konnte, als bewaffnete Indianer uns zu riefen, wir sollten nicht landen, oder man würde Feuer auf uns geben.

Wir achteten dieser Drohung nicht; einige Minuten später sprangen wir an's Land. In kurzer Entfernung befanden sich die Kämpfer.

Ich ging direct zu den Führern.

„Unglückliche,“ sagte ich, „was beginnt Ihr? Auf Euch, auf die Anführer, wird die ganze Strenge der Gesetze fallen!

„Noch ist es Zeit: verdient die Verzeihung, befiehlt Euren Leuten, die Waffen niederzulegen, und zieht Euch mit ihnen zurück. Weigert Ihr Euch, so stehe ich in wenig Minuten an der Spitze Eurer Feinde, um Euch zu bekämpfen. Gehorcht, oder man wird Euch Alle wie Rebellen behandeln!“

Sie hatten mich aufmerksam angehört — ich sah, daß sie halb besiegt waren.

Aber einer von ihnen antwortete mir:

„Wenn Sie uns nun die Waffen nehmen — wer steht dafür, daß unsere Feinde nicht kommen und uns angreifen?“

„Ich!“ gab ich zur Antwort. „Ich gebe Euch mein Wort darauf. Und wenn sie mir nicht gehorchen, wie Ihr mir jetzt gehorcht, so komme ich zu Euch zurück, gebe Euch die Waffen wieder, und kämpfe an Eurer Spitze.“

Diese Worte, die im Tone der Autorität und des Befehls gesprochen wurden, brachten die gehoffte Wirkung hervor.

Schweigend traten die Führer heran, und legten ihre Waffen zu meinen Füßen nieder.

Die Uebrigen folgten ihrem Beispiele.

Nach einigen Augenblicken lag ein ganzer Berg Karabiner, Gewehre, Lanzen und Säbel vor mir.

Ich bezeichnete ein Duzend Individuen von denen, die mir gehorcht hatten, gab jedem ein Gewehr, und sagte:

„Ich vertraue Euch die Aufbewahrung dieser Waffen an. Will man sie Euch entreißen, so schießt auf die, die sich in dieser Absicht nähern!“

Nachdem ich mir ihre Namen hatte angeben lassen, ging ich zu der feindlichen Partei, die sich gerüstet hatte, den Feinden entgegenzurücken.

Ich ließ sie still stehen, indem ich sagte:

„Keinen Kampf mehr! Eure Feinde sind entwaffnet. Auch Ihr werdet mir Eure Waffen geben, oder auf der Stelle die Boote besteigen, um zu Euren Dörfern zurückzukehren. Gehorcht Ihr mir nicht, so gebe ich Euren Feinden die Waffen zurück, und stelle mich an ihre Spitze, um Euch zu bekämpfen. Führt meinen Befehl aus, und ich verspreche Euch, daß Alles vergessen sein soll.“

Man schwankte nicht lange. Die Indianer wußten, daß ich ihnen nur wenig Zeit zum Ueberlegen gab, und daß meiner Drohung die Strafe auf dem Fuße folgte.

Nach einigen Minuten stiegen sie Alle in ihre Rähne.

Ich blieb mit meinem Lieutenant so lange am Ufer zurück, bis ich die kleine Flotte fast aus dem Gesichte verloren hatte.

Nun ging ich wieder in das andere Lager, wo man mich mit Ungeduld erwartete. Ich kündigte den Indianern an, daß sie keine Feinde mehr hätten, und demnach ruhig in ihr Dorf zurückkehren könnten.

Viertes Kapitel.

Jala = Jala. Aufenthalt. Gefangene. Don Prudencio Santos, Alcade von Pagsanjan. Feste. Jagden. Hamilton Lindsay. Insel und See Socolme. Grotte des San = Mateo.

Wie man sieht, so verging fast kein Tag, an dem ich nicht neue Gefahren zu bestehen hatte.

Ich gewöhnte mich daran, vertraute meinem guten Sterne, und ging siegreich aus allen meinen Unklugheiten hervor.

Meine Indianer liebten mich, und deshalb durfte ich ihrer Treue mich versichert halten. Wie gern war ich bereit, wenn es sich darum handelte, ihnen einen Dienst zu leisten.

Meine Sorgfalt ward nicht nur den Bewohnern von Jala-Jala zu Theil, sie erstreckte sich auch auf die der ganzen Provinz.

Jeden Monat ging ich nach Pagsanjan, um dort den Alcaden zu besuchen. Diesen Besuch nannte ich „den Besuch der Verzeihung.“ In den Gefängnissen des Hauptortes befand sich stets eine große Zahl Gefangener, die sich

leichte Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Der Alcade, Don Prudencio de Santos, ein achtbarer und guter Mann, mit dem ich befreundet war, konnte ihnen die Strafe nicht auferlegen, die ihm gerecht erschien. Sein Amt verpflichtete ihn, die Prozesse einzuleiten, und sie dem Urtheile der Tribunale zu unterstellen.

Wie in Europa, so ist auch auf den Philippinen der Gang der Gerechtigkeit träge. Wieviel dieser Unglücklichen warteten Jahre lang auf ein Urtheil, das ihnen die Freiheit zurückbringen sollte.

Kam ich in Pagsanjan an, so brachten mir die Verwandten oder die Freunde der Gefangenen Bittschriften, und baten um meine Verwendung. Ich untersuchte die Vergehen, deren sie sich schuldig gemacht. Fand ich, daß sie eine einfache Züchtigung verdienten, so fragte ich, ob sie mit der zufrieden sein wollten, die mir angemessen erschien. Ihre Antwort war stets eine bejahende. Ich verhandelte nun mit dem Alcaden über die Strafe, die mein Client erhalten sollte. Waren wir einig, so schickte ich einen Befehl nach dem Gefängnisse. Mein Indianer unterzeichnete eine Schrift, in der er sich mit meinem Ausspruche zufrieden erklärte und daß er ihn angerufen habe. Nun empfing er die Züchtigung, die ich für ihn erwirkt hatte, und er ward unwiderruflich in Freiheit gesetzt.

kehrte ich Abends nach meiner Besichtigung zurück, so fand ich die, die mir ihre Freiheit verdankten, auf dem Wege. Sie küßten mir die Hand als Zeichen ihrer Dankbarkeit.

Nach solchen Besuchen empfand ich eine süße Genugs

thung, ein Glück, das nur der zu schätzen vermag, der selbst einen Gefangenen der Freiheit zurückgegeben hat.

Meine Indianer unterwarfen sich mir blindlings. Ihrer Treue, ich wiederhole es, war ich so gewiß, daß ich die Vorsichtsmaßregeln ferner nicht mehr ergriff, die ich während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in Salazala angewendet hatte.

Meine Anna theilte meine Arbeiten, meine Sorgen, und selbst einen Theil meiner Gefahren. Wie glücklich war sie, wenn sie mich, selbst nach einer kurzen Abwesenheit, wieder sah! Die Freude strahlte in ihrem Antlitz. Ihre Zärtlichkeiten waren ein Balsam, der mich alle meine Anstrengungen vergessen machte. Ihre Vorwürfe selbst, die sie mir sanft wegen der Unruhe machte, die ich ihr bereitet, waren mir ein süßes Glück.

Die Beweise von Dankbarkeit, die meine Indianer unausgesetzt an den Tag legten, kann ich nur lobend berichten.

Kam der Geburtstag meiner Frau oder der meinige, so wandten sie alle Sorgfalt, alle Erfindungsgabe an, um diesen Tag so festlich als möglich zu begehen.

Sie theilten sich in drei Haufen.

Den ersten bildeten der Gobernadorcillo, die Greise und die Männer reifern Alters; den zweiten die verheiratheten Frauen, und den dritten alle jungen Männer und Mädchen.

Während der Nacht schmückten sie mein Haus mit biegsamem Bambus, der von Blumenguirlanden umschlungen war. Am Morgen zeigte sich das ganze Dorf im festlichen

Anzuge. Um neun Uhr machten der Gobernadorcillo in seiner Amtstracht, und Vater Miguel in seinen schönsten Kleidern — Letzterer, eine reich geschmückte Peitsche*) in der Hand — gefolgt von allen Männern des Dorf's, den ersten Besuch.

Der Gobernadorcillo brachte uns im Namen Aller Blumen und Früchte. (Diese Dinge nur allein nahm ich von ihnen an.)

Vater Miguel hielt eine lange Rede. Ich ließ Erfrischungen reichen, und Alle, außer Vater Miguel, der bei uns blieb, zogen sich zurück, um den Frauen Platz zu machen.

Die Frauen trugen eine Krone, die aus allen goldenen Schmucksachen zusammengesetzt war, die sie besaßen: auf biegsamen Bambusstäbchen zeigten sich Ketten, Medallions, Ringe und Ohrgehänge in einer so reizenden Ordnung, als ob sie die Hand eines geschickten Künstlers zusammengesetzt hätte. War Anna's Geburtstag, so setzte die Frau des Gobernadorcillo's diese improvisirte Krone auf ihr Haupt, denn die Etikette erforderte es, daß sie sie so lange behielt, als die Rede, die Complimentirung und die Ueberreichung der Blumen und Früchte dauerte.

*) Einst fragte ich Vater Miguel, warum er bei der Ceremonie mit einer Peitsche bewaffnet sei? Er antwortete: Dies bedeutet, mein Herr, Sie verdienen, daß man sehr weit zu Ihrer Begrüßung komme, und daß man einen weiten Weg nur zu Pferde machen könne.

Nun erschien der fröhliche Haufen der jungen Burschen und Mädchen.

Das hübscheste Kind führte ein zweite Krönung aus, und die beste Sängerin, begleitet von einem Gitarrenspieler, bot die Gabe, indem sie ein Lied sang, das man vorher componirt hatte.

Diese Begrüßung in tagalesischer Sprache war stets graciös und poetisch, vorzüglich wenn sie meiner Frau galt.

Ich gebe hier einen Gesang, dessen Uebersetzung ich aufbewahrt habe.

„Tala, *) der Abends über dem Berge erscheint, stieg eines Morgens glänzender als sonst aus dem See, und blieb unter uns. **)

„Es war die Königin von Tala: Tala, wohlthätiger noch als der Tala der Gebirge, der den verirrtten Reisenden nur ein schwaches Licht sendet.

„Du warst das Licht Deiner Unterthanen, das Schnupftuch, um ihre Thränen zu trocken.

„Königin von Tala: Tala, Du bist uns eine leuchtende Sonne, Du bist uns der Morgenregen, der die jungen Pflanzen erquickt, die vor Trockenheit versmachteten.

„Wir gehören Dir, wir haben Dir unsere Herzen geweiht: was können wir Dir sonst bieten? Blumen und Früchte sind Alles, was Deine Kinder besitzen.“

*) Tala, Stern des Schäfers. Die Indianer vergleichen ihn nicht, wie wir, mit der Venus.

***) Anspielung auf meine Frau, die über den See nach Tala: Tala gekommen war.

Nach dieser Begrüßung führten die Geschicktesten Tänze des Landes aus. Endlich spielte ein junger Mann eine Pantomine; er repräsentirte mit einem oft sehr komischen Ausdrucke Scenen aus dem indianischen Leben, so zum Beispiel: verirrte Reisende, die vor Hunger umkommen. Der Eine von ihnen wird auf Entdeckungen abgeschickt. Er bemerkt einen Bienenkorb. Dann giebt er seinen Gefährten ein Zeichen, daß sie kommen mögen, um an dem Mahle theilzunehmen, das der Bienenkorb verspricht.

Aber da er den Stachel der Bienen fürchtet, nähert er sich nur sehr vorsichtig. Er rafft Reisholz zusammen und zündet Feuer an. Der Rauch beißt ihm die Augen. Wenn er glaubt, daß die Bienen abgezogen sind, so zieht er freudig seinen Säbel, um den Wachskeil abzuschneiden, der von dem Zweige herunterhängt.*) Aber die Bienen schwirren ihm um die Ohren, und greifen ihn von allen Seiten an. Durch Grimassen zeigt er den Schmerz an, den die Stiche verursachen.

Nach der Pantomine trat ein Taschenspieler auf.

Als die Spiele und Tänze beendet waren, zog sich die fröhliche Menge zurück, und das Fest wurde im Dorfe fortgesetzt. Hier hatte ich eine große, reich besetzte Tafel vorbereiten lassen, zu der Alle geladen waren, die Theil daran nehmen wollten. Den Rest des Tages füllten Hahnenkämpfe

*) In den heißen Gegenden nisten die Bienen nicht in den Höhlen alter Bäume, sie bilden einen einzigen Keil, der von einem Zweige herabhängt.

aus, und die Nacht ward mit Kartens- und Hazard-Spielen verbracht.

Jala-Jala gedieh vortreflich: große Reisfelder und Zucker- und Kaffee-Plantagen breiteten sich statt unfruchtbarer Gehölze aus; auf fetten Wiesen weideten zahlreiche Heerden, und ein schönes indianisches Dorf lag in der Mitte dieser Ländereien. Ueberall herrschte Ueberfluß, Thätigkeit und Frohsinn.

Mein Haus war der Versammlungsort aller Reisenden geworden, die nach Manilla kamen; Kranke, die sich der gesunden Luft von Jala-Jala erfreuen wollten, fanden sich bei mir ein. Hier gab es keine Unterschiede, alle Menschen waren für uns gleich: Franzosen, Spanier, Engländer und Amerikaner nahmen wir wie Brüder mit herzlicher Gastfreundschaft auf.

So weit meine Besorgung reichte, erfreute man sich einer völligen Freiheit; aber wer nicht allein essen wollte, durfte die Stunde der Mahlzeit nicht vergessen — die übrigen Stunden des Tages konnte ein Jeder nach seinem Gefallen verwenden.

Die Naturforscher verfolgten die Insecten und die Vögel und suchten Blumen und Pflanzen auf.

Die Kranken fanden einen sorgenden Arzt und eine gefällige, liebenswürdige, geistreiche Hausfrau. Den Freunden vom Spazierengehen boten sich die herrlichsten Ausflüge in die Wälder, Berge, zu den Wasserfällen, Bächen und an die schönen Ufer des See's.

Die Jäger fanden an Jala-Jala ein wahres gelobtes Land. Stets stand ihnen eine gute Meute zu Gebote, Ins

dianer, die sie führten, gute Pferde, um Wälder und Fels der zu durchstreichen, und überall fanden sie Hirsche und wilde Schweine. Die letzten Tage der Fasten bieten vorzüglich eine interessante Jagd.

Diese Jagd fand nur einmal im Jahre statt, und zwar am Osterheiligenabend, nach der Messe.

Die abergläubischen Indianer behaupten nämlich, daß an diesem Tage die wildesten Thiere sich versammeln, um die Auferstehung des Heilands zu feiern, und daß diese Thiere so sanft sind, daß sie sich fangen lassen, ohne sich zu vertheidigen.

Den Abend zuvor wird Alles vorbereitet. An diesem Tage sind alle Indianer, große und kleine, wer nur eine Lanze schwingen und das Gebirge ersteigen kann, Jäger. Alle Hunde der Dörfer bilden eine imposante Meute, von deren Gebell die Wälder und Thäler wiederhallen. Der Pfarrer wird gebeten, die Messe zeitig abzuhalten. Gegen Abend endlich tritt der ganze fröhliche Haufen, begierig ein Stück frisches Fleisch zu essen, dessen Genuß vierzig Tage lang untersagt war, den Weg nach dem Gebirge an und errichtet auf der Höhe, welche das Dorf beherrscht, ein Bivouac. Hier errichtet ein Jeder sein Lager, wie er es versteht und vermag. Man schläft auf Kraut und Moos so weich, wie ein Sybarit auf Eiderdunen.

Kaum grauet der Tag, so sind alle Jäger auf den Füßen.

Aller Augen richten sich auf die Pfarrwohnung und das Dorf, dessen Hütten so klein erscheinen, wie die der Liliputaner. Man ärgert sich über die Trägheit des Pfarr-

rens und der Frauen, die man weniger aufmerksam findet, als sonst.

Nachdem man lange gewartet hat, sieht man endlich einen schwarzen Punkt, der, gefolgt von einigen weißen, die Stufen der Pfarrwohnung herabkommt und sich der Kirche zu bewegt. Dies ist der Pfarrer mit seinen Sacristanen.

Die Jäger äußern laut ihre Freude; sie brauchen nur noch eine halbe Stunde zu warten, um den Krieg mit den Bewohnern der Wälder zu beginnen.

Die Frauen — denn in dem Dorfe befinden sich keine Männer mehr — gehen zur Kirche, eben so auch die Bewohner des Herrenhauses. Dies ist das Zeichen, daß der Gottesdienst begonnen hat; aber auch das Zeichen, daß die Jäger sich ruhig verhalten sollen. Alle fallen in demselben Augenblicke auf die Kniee, und beten zu dem Allmächtigen.

Ohne ihre Stellung zu verändern, richten alle Jäger nach dem Gebete ihre Aufmerksamkeit auf den Thurm, von wo das Ende des Gottesdienstes verkündigt werden soll. Sobald sie den Sacristan die Treppe hinansteigen sehen, um die Glocke zu ziehen, verändert sich augenblicklich die Scene. Sie stoßen ein Freudengeschrei aus, in das sich das Gebell der Hunde mischt. Jeder ergreift seine Waffe, und der ganze Haufen schlägt den Weg in die Wälder ein. Dies ist einer der pittoresken Augenblicke des Tages: die Verschiedenheit der Costüme und der Waffen, die Fußgänger, die Reiter und die von allen Seiten herbeispringenden Hunde bilden einen Ausbruch zur Jagd, der würdig ist, daß ihn ein geschickter Maler darstellt.

Die Jagd ist stets eine ergiebige, obgleich die Bewohner der Wälder dem Glauben der Indianer spotten, und eben nicht zahmer sind, als an jedem anderen Tage. Aber wehe, wenn ein Büffel gegen den Willen der Jäger hervorsticht! Dann läuft davon, wer laufen kann. Die Flinksten ersteigen die Bäume, Andere flüchten sich auf die Berge. Ueberall hört man Geschrei, vorzüglich da, wo sich ein Jäger in Gefahr befindet, wie es einem Knaben von kaum zwölf Jahren geschah.

Dieser Knabe war zu Pferde. Ein großer Büffel verfolgte ihn mit unglaublicher Hartnäckigkeit und Hitze. Der kleine Reiter setzte sein Pferd in Galopp, und entfloh so rasch, als sein Thier laufen konnte. Von allen Seiten rief man ihm zu:

„Fliehe, fliehe, der Caravao kommt! Du bist verloren, befehle Deine Seele dem Herrn!“

Aber auch an den Büffel richtete man Drohungen und Flüche, als ob er ein menschliches Wesen wäre.

Einige Schritte trennten den Feind noch von dem, den er sich zum Opfer ausersehen hatte. Ein Augenblick der Angst und des Schreckens trat ein. Die Zuschauer befaßten sich in einer fürchterlichen Bewegung. Ein Jeder war darauf gefaßt, die Hörner des fürchterlichen Thieres in den Körper des Pferdes wühlen und das Kind zerreißen zu sehen.

Der Knabe aber verlor den Kopf nicht, er wachte besser über seine Sicherheit, als man hätte glauben mögen.

Er wandte sein Pferd nach einem Theile der Ebene, in der ein hundertjähriger Baum stand. Indem er im Gange

lopp unter diesem Baume durchsprenge, ergriff er einen Zweig, und schwang sich mit einem Satz hinauf. Er war gerettet. Ein allgemeines Freudengeschrei ließ das Echo des Gebirges widerhallen. Das Pferd, das keinen Reiter mehr hatte, verdoppelte die Schnelligkeit seines Lauf's und schlug den Weg nach dem Gebirge ein, statt nach der Ebene.

Als der von den Hunden verfolgte Büffel sah, daß ihm sein Opfer entslüpfte, lief er in den Wald zurück.

Ein anderes Mal befand ich mich in der Begleitung von Fremden auf einer Jagd, aber nicht auf einer solchen, wo die Thiere, wie die Indianer sagen, sich ruhig fangen lassen. Wir hatten schon früh drei Hirsche und zwei wilde Schweine erlegt.

Ich sagte zu meinen Gästen:

„Meine Hunde verfolgen einen Eber, dieses Thier führt uns zu weit. Wir haben genug Beute, kehren wir nach Hause zurück.“

Ein Indianer, der uns begleitete, und nur mit einem Dolche und einer schlechten Lanze bewaffnet war, sagte mir:

„Herr, ich will den Eber holen; erlauben Sie mir, die Jagd fortzusetzen.“

„Gut,“ sagte ich; „heute haben alle Jäger völlige Freiheit!“

Er folgte den Hunden, und wir kehrten heim.

Der Tag verging, ohne daß wir von dem Jäger etwas erfuhren. Abends acht Uhr brachte man auf einem Büffel den Indianer und den Eber. Der Unglückliche war mit Blut und Wunden bedeckt. Bevor ich eine Frage an

ihn richtete, verband ich seine Wunden. Dann forderte ich ihn auf, mir zu erzählen, was ihm begegnet sei.

„Herr,“ sagte er, „lassen Sie mir ein Glas Wein reichen, damit ich den Muth nicht verliere.“

Nachdem er ein kleines Glas Brantwein ausgetrunken, begann er:

„Es war schon spät, als ich den Eber erreichte. Er wehrte sich gegen die Hunde. Ich stieß ihm meine Lanze durch den Leib; aber der Schaft derselben zerbrach, der Eber griff mich an, und verwundete mich. Ich wollte zurückweichen — er versetzte mir einen Hieb an das Bein, daß ich fiel. Nun richtete er mich zu, wie Sie mich gesehen haben. In diesem Augenblicke hielt ich mich für unrettbar verloren, und befahl meine Seele dem Herrn. Da stieg ein Gedanke in mir auf: ich wollte ihm meine linke Hand in die Kehle rennen. Während er daran würgte und ich entsetzliche Schmerzen empfand, konnte ich mit der rechten Hand meinen Dolch ziehen. Ich versetzte ihm mehr als zwanzig Stiche, ehe ich ihn tödtete. Wahrhaftig, er hatte ein zähes Leben! Als er todt war, glaubte ich, daß auch ich an seiner Seite sterben müsse. Ich konnte weder gehen, noch mich bewegen. Aber glücklicherweise hörte Sourout, der von der Jagd zurückkam, die Hunde; er kam mir zu Hilfe, und brachte mich heim, wie Sie mich gesehen haben.“

Einen Monat lang behandelte ich den unglücklichen Jäger. Ich hatte das Glück, seine Wunden zu heilen, aber er erklärte den Ebern, die er als seine bittersten Feinde betrachtete, einen Krieg auf Tod und Leben.

Die Jäger, die eine weniger ermüdende Jagd liebten, bestiegen kleine Barken, und jagten Wasservögel, die auf den kleinen Inseln zwischen Tala-Tala und der Insel Tasilim in Menge vorhanden waren.

Hier lagen sie einer Jagd ob, die in Europa unbekannt ist, nämlich der auf große Fledermäuse, eine Art Bampyre, welche die Naturforscher unter dem Namen Nussetzen kennen.

Während sechs Monaten im Jahre, zur Zeit der West-Passat-Winde, sind alle Bäume dieser kleinen Inseln, vom Gipfel bis zu dem untersten Zweige, mit diesen Fledermäusen bedeckt. Sie ersetzen die Blätter, deren die Bäume völlig beraubt sind. Eingewickelt in ihre großen Flügel, schlafen diese Thiere am Tage; Nachts schwärmen sie in großen Haufen aus, um sich fern her ihre Nahrung zu holen.

Tritt der Ost-Passat-Wind ein, so verschwinden sie, um sich nach der Küste von Luzon zu flüchten; sie wählen dort stets dieselben Orte.

Wendert sich der Passatwind wieder, so kehren sie zu ihrem alten Aufenthaltssorte zurück.

Sobald meine Gäste den Fuß auf eine dieser Inseln setzten, begannen sie die Füstlade, die so lange dauerte, bis die Fledermäuse, erschreckt von dem Schießen und von dem Schreien der in den Zweigen hängen bleibenden Verwundeten, in Masse davonsflogen.

Wie eine große Wolke schwärmen sie eine Zeit lang über ihrer Wohnung, dann lassen sie sich auf einer der kleinen benachbarten Inseln nieder.

Sind die Jäger des Blutbades nicht müde, so können sie dort ihre Jagd von Neuem beginnen; aber es finden sich stets Opfer genug vor, und man beschäftigt sich dann, sie unter den Bäumen aufzusuchen, von denen sie herabgefallen sind.

Ist die Fledermaus-Jagd vorbei, so amüsiert man sich auf Iguana's zu schießen, eine Art Eidechse von fünf bis zehn Fuß Länge, die in den Felsen am Ufer des See's wohnen.

Ist man der Jagd, wozu keine Geschicklichkeit erforderlich ist, müde, so besteigt man die Rähne, und genießt noch ein anderes Vergnügen: man schießt auf die Adler, die in der Luft kreisen.

Hierzu ist aber eine große Geschicklichkeit und ein sehr sicheres Auge erforderlich, denn die Adler schweben stets so hoch, daß man sie nur mit einer Kugel erreichen kann.

Dann kehrt man in den mit Wildpret angefüllten Rähnen nach Hause zurück, und Jeder hat irgend eine Heldenthat zu erzählen.

Der Iguana und die Fledermaus haben ein saftiges, zartes Fleisch; aber was den Geschmack anbetrifft, so kommt Alles auf die Einbildung an, wie man sehen wird.

Nach einer dieser großen Jagden auf den kleinen Inseln sagte mir ein junger Amerikaner, daß er und seine Freunde die Iguana's und Fledermäuse zu kosten wünschten.

Da ich Alle damit einverstanden glaubte, so gab ich meinem Haushofmeister den Auftrag, ein Carit von Iguana's und ein Ragout von Fledermäusen bereiten zu lassen.

Das Mittagessen begann mit dem Carit.

Alle speis'ten mit dem besten Appetite.

Da sagte ich zu einem von ihnen:

„Sie sehen, daß der Iguana ein delicates Fleisch hat.“

Bei dem Worte Iguana wechselten alle meine Gäste die Farbe; unwillkürlich stießen sie die Teller zurück, und konnten selbst das Stück nicht verschlucken, das sie im Munde hatten. Man mußte die Iguana's und Fledermäuse abtragen lassen, damit sie ihr Mahl vollenden konnten.

So oft ich konnte, begleitete ich meine Gäste. Dann waren die Jagden stets ergiebig und interessant, weil ich sie in wildreiche und pittoreske Gegenden führte.

Einigemal führte ich sie nach der Insel von Socolm, die noch interessanter ist, als die Fledermaus-Inseln.

Socolm ist ein runder See von einer Meile im Umfange; er liegt in der Mitte eines großen See's, von dem er durch einen Erdgürtel geschieden ist, oder richtiger gesagt, durch ein schmales Gebirge, das sich mehr als fünfhundert Metres über die Wasserfläche erhebt. Die Abhänge sind mit prachtvollen großen Bäumen bedeckt. Nach dieser See-küste gehen die Indianer niemals, aus Furcht vor den Caimans, und darum nisten dort fast alle Wasservögel des großen See's. Jeder Baum ist von oben bis unten mit Mist bedeckt, und in diesem Mist befinden sich eine Menge Eier und Vögel.

Eines Tages führte ich meinen Bruder und Hamilton Lindsay, einen eben so unerschrockenen Reisenden als wir selbst waren, in einem kleinen Boote nach dem Gebirge

von Socolm. Mit Hilfe einiger Indianer führten wir diesen schwierigen Plan aus.

Wir waren die ersten Touristen, die sich auf den See von Socolm wagten. Die Indianer, die uns auf dieser Spazierfahrt begleiteten, weigerten sich, weiter zu fahren; sie hielten am Ufer an und boten ihre ganze Beredtsamkeit auf, um uns von unserer Absicht abzubringen.

„Sie setzen sich unnütz einer großen Gefahr aus,“ sagten sie, „gegen die es kein Vertheidigungsmittel giebt. Sie werden bald auf dem Grunde des Wassers Tausende von Caimans sehen, die Sie angreifen. Wie wollen Sie sich gegen diese unverwundbaren Feinde vertheidigen, die Ihre Kugeln nicht erreichen? Glauben Sie, daß Sie ihnen durch die Flucht entkommen? Da täuschen Sie sich. Die fürchterlichen Thiere sind in ihrem Elemente rascher, als Ihr Kahn. Sobald Sie in ihrem Bereiche sind, beginnen sie auch ein fürchterliches Blutbad, dem zu entkommen eine Unmöglichkeit ist.“

Diese Bemerkungen waren nicht ungegründet, und sicherlich war es eine Unklugheit, in einem elenden Kahne einen See zu befahren, der mit einer Menge Caimans bevölkert ist.

Aber Gefahren und Schwierigkeiten haben uns niemals zurückgeschreckt, wie man bereits gesehen hat. Ohne uns um die Prophezeiung meiner klugen Indianer zu kümmern, hatten wir während ihrer langen Rede unsere Vorsbereitungen getroffen, und wir betraten unser Boot.

Kaum war es eine Strecke vom Ufer entfernt, als wir Alle von einer gewissen Bewegung ergriffen wurden. Ohne

Zweifel ward sie von der Nähe der Gefahr erregt, von dem Anblicke der Gegend, die sich vor uns aufrollte. Wir befanden uns in einem Schlunde, der rings von hohen, mit dichter Waldung bedeckten Bergen eingeschlossen war.

Ueberall bildete sich eine Wand, die uns unübersteiglich erschien. Der Schatten, den diese Berge in den Schlund warfen, brachte eine Dämmerung hervor, die, verbunden mit dem Schweigen in dieser Einöde, einen traurigen, melancholischen Anblick erzeugte. Unwillkürlich bemächtigte sich unser eine Beklemmung, die uns verhinderte, uns gegenseitig unsere Beobachtungen mitzutheilen.

Aber unser Kahn entfernte sich immer weiter von dem Orte der Abfahrt; er glitt leicht über diesen flüssigen Schleier, der nie von ungestümen Winden bewegt, und nur dann von der Sonne beschienen ward, wenn sie im Zenith stand.

Die herrschende Stille ward plötzlich durch das Erscheinen eines Gaimans unterbrochen; er streckte seinen scheußlichen Kopf aus dem Wasser, öffnete seine ungeheure Schnauze, als ob er uns drohen wollte, und schwamm auf uns zu.

Der Augenblick war gekommen.

Das große Drama, das unsere Indianer angekündigt hatten, sollte in Erfüllung gehen, oder alle unsere Furcht verscheuht werden. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Wir mußten uns entschließen, entweder dem Feinde zu entfliehen, oder uns seinem Angriffe preisgeben.

Ich leitete den Kahn. Mit Aufwendung aller meiner Kraft suchte ich ihn dem Ufer zuzuleiten; aber das fürch-

terliche Thier gewann so rasch einen Vorsprung, daß es uns fast erreichte. Da feuerte Lindsay auf gutes Glück sein Gewehr auf den Caiman ab.

Der Knall brachte eine wunderbare Wirkung hervor und verscheuchte alle unsere Besorgnisse. Er unterbrach auf die eclatanteste Weise die Stille, die bis dahin rings geherrscht hatte. Der Caiman fuhr erschreckt auf den Grund zurück. Unzählige Echo's, als ob ein Tirailleurfeuer stattfände, setzten sich bis zu dem Gipfel der Berge fort, und ein Schwarm Seeraben stieg aus den Bäumen auf, ein durchdringendes Schreien ausstosend, in das sich das Freudengeschrei der Indianer mischte, die vom Ufer aus den Schrecken und die Flucht des gefürchteten Feindes bemerkt hatten.

Böllig beruhigt, setzten wir friedlich unsere Spazierfahrt fort.

Von Zeit zu Zeit erschienen einige Caimans, aber die Schüsse unserer Gewehre trieben sie in ihre Wohnungen zurück.

Wir näherten uns großen Bäumen, deren Zweige über den See hinabgingen. Diese Zweige waren mit Nestern bedeckt, die bis an den Rand mit Eiern gefüllt waren, und eine so große Menge junger Vögel saß darin, daß man hätte mehre solcher Kähne damit anfüllen können, als der war, in dem wir fuhren.

Die durch unsere Schüsse erschreckten Seeraben schwärmten unaufhörlich wie eine große Wolke über uns; sie wollten sich von dem Orte nicht entfernen, an welchem sie ohne Zweifel mütterliche Sorgfalt zurückhielt.

Nachdem wir eine Tour über den ganzen See gemacht hatten, kamen wir an den Ort der Abfahrt zurück, wo uns die Indianer erwarteten, um uns bei einer zweiten Fahrt in dem Boote zu helfen.

Wir wollten indeß diese Spazierfahrt nicht beenden, ohne etwas für die Wissenschaft gethan zu haben.

Wir maßen also den Umkreis des See's, der fast vier Kilometres betrug. Die größere Tiefe nach der Mitte zu konnten wir nicht messen, aber in kurzer Entfernung von dem Ufer fanden wir überall, daß sie hundertvierundzwanzig Fuß betrug. Es ist bemerkenswerth, daß der See von Bay nirgends tiefer als sechzig Fuß ist.

Von Socolm führte ich meine Gäste auch nach Los Bannos, an den Fuß eines mehr als tausend Metres hohen Gebirges, wo aus schönen Quellen kochendes Wasser sprudelt, das sich in den See ergießt. Durch die Mischung der Wässer entstehen Bäder aller Temperaturen, wie man es nur immer wünschen kann.

Auch ist hier auf den Hügeln die Jagd ergiebig und leicht. Holz- und wilde Tauben sind in großer Zahl vorhanden, sie sitzen ruhig auf den großen Bäumen und harren ohne Mißtrauen der Jäger, die nie die Bäder verlassen, ohne ihre Jagdtaschen damit angefüllt zu haben.

Zuweilen gab ich ihnen auch das imposante Schauspiel einer Büffeljagd; aber seitdem dem armen Ocampo das Unglück widerfahren, erlaubte ich keinem Fremden mehr, an den Gefahren derselben theilzunehmen. Sie mußten auf Bäumen oder Bergen ihre Plätze nehmen, um in völliger Sicherheit dieses Schauspiel genießen zu können.

Die Tage der Ruhe verbrachten wir in den an die Fruchtfelder grenzenden Gehölzen, und lieferten den Affen, den gefährlichsten Feinden unserer Erndten, Schlachten.

Sobald ein kleiner, zu diesen Affenjagden abgerichteter Hund uns durch sein Gebell anzeigte, daß die Maraudeurs sich näherten, begaben wir uns an den Ort, und das Gewehrfeuer begann.

Der Schrecken fuhr in die kleine Familie; jeder verbarg sich auf seinem Baume, und machte sich so gut als möglich unsichtbar.

Aber der kleine Hund verließ den Fuß des Baumes nicht. Wir umgaben den Baum, und stets entdeckten wir den, der sich darauf verborgen hielt. Das Schießen begann dann von Neuem, bis er fiel.

Waren uns mehre Opfer gefallen, so ließ ich sie an Galgen, die rings um die Zuckersfelder errichtet waren, aufhängen, um die Entflohenen zu erschrecken.

Aber der größte ward stets dem Vater Miguel, meinem guten Pfarrer, gebracht, für den ein Affenragout die größte Delicatesse war.

Oft auch führte ich meine Gäste mehre Tagemärsche weit von Jala-Jala, um ihnen bewunderungswürdige Gegenden, Wasserfälle, Grotten oder die prachtvolle, üppige Vegetation der Philippinen zu zeigen.

Eines Tages schlug mir Hamilton Lindsay, der kühnste Reisende, den ich je gekannt, derselbe, der mich auf dem See von Socolm begleitet hatte, vor, eine Partie nach der Grotte von San-Mateo zu machen. Mehre Reisende, auch ich, hatten zwar diese Grotte schon besucht, aber nur

so unvollständig, daß man nur einen kleinen Theil derselben kennen gelernt.

Dieser Vorschlag war dergestalt nach meinem Geschmacke, daß ich ihn mit Eifer annahm. Aber diesmal wollte ich nicht wie sonst zurückkommen, das heißt, ohne alle nur möglichen Versuche angestellt zu haben, um die Grotte in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen.

Lindsay, mein Bruder und ein Arzt, dessen Namen ich verschweigen will, faßten mit mir den Entschluß, zu erforschen, ob Alles, was uns die Indianer von dieser Grotte sagten, einige Wahrscheinlichkeit hatte, oder ob ihr poetischer Geist Wunder erfunden, die nicht existirten.

Ihre alten Traditionen gaben dieser Höhle einen ungeheuern Umfang. Man sähe darin, sagten sie, Feenpaläste, mit denen sich Nichts vergleichen lasse, und diese Paläste dienten fantastischen Wesen zur Residenz.

Da wir uns vorgenommen hatten, alle diese Wunder selbst zu sehen, so traten wir die Reise nach San-Mateo an. Ein Indianer, der uns begleiten mußte, nahm Hacke und Schaufel mit, um uns Bahn zu brechen, wenn Aussicht vorhanden war, unsere Promenade über die bereits bekannten Grenzen auszudehnen.

Auch nahmen wir den zur Ausführung unsers Plan's nöthigen Vorrath an Fackeln mit.

Wir kamen zeitig bei San-Mateo an.

Den Rest des Tages verbrachten wir damit, die bewunderungswürdigen Gegenden in der Nähe des Fleckens in Augenschein zu nehmen.

Wir stiegen auch in das Bett eines Wassersturzes

hinab, der seine Quelle in den Bergen hat, und nördlich von dem Flecken herabfällt. Hier sahen wir mehre Indianer und Indianerinnen, die Goldstaub aus dem Sande wuschen. Das Resultat einer täglichen Arbeit von vier Stunden schwankte zwischen einem Werthe von zwei bis acht und zehn Francs. Es richtet sich dies nach der mehr oder minder ergiebigen Ader, die der Zufall entdecken läßt.

Diese Industrie, die Bebauung der mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begabten Ländereien und das vortreffliche Bauholz der benachbarten Gebirge sind der ganze Reichthum der Bewohner, die im Allgemeinen in Glück und Ueberfluß leben.

S kaum dämmerte der nächste Morgen, so traten wir den Weg nach der Grotte an, die zwei Stunden von dem Flecken entfernt liegt.

Anfangs war der Weg, der sich zwischen köstlichen Reiß- und Betel-Pflanzungen hinzieht und selbst von einer prachtvollen Vegetation eingerahmt ist, leicht zu passieren; aber ungefähr in der Mitte seiner Ausdehnung ward er schwierig und gefährlich; er weicht von den bebaueten Felsdern ab, und zieht sich an den Ufern des Flusses hin. Bald mußten wir von einem Ufer zu dem andern schwimmen, um die kleinen Fußwege zu benützen, die sich uns zeigten.

Bis in kurzer Entfernung von der Grotte ward die Einförmigkeit dieser wilden Gegenden durch Nichts unterbrochen.

Man geht inmitten einer Schlucht, wo die Aussicht nach allen Seiten durch Felsen begrenzt wird.

Aber bei einer starken Biegung, die der Fluß macht, wird plötzlich das Auge durch den Anblick eines Panora-

ma's geblendet, das sich langsam und mit feenhafter Pracht entrollt.

Man denke sich einen Strom am Fuße zweier ungeheuern pyramidenförmigen Berge, beide vollkommen einander ähnlich und von derselben Höhe!

Der Zwischenraum, der sie trennt, gestattet einen Blick in das Weite und läßt den Hintergrund eines Bildes entdecken, das zu beschreiben eine Unmöglichkeit ist.

Zwischen den beiden Riesen öffnet sich dem Flusse ein Ausgang, und vor den Füßen des Wanderers stürzt er sich auf Klippen herab, die durch enorme Blöcke von weißem Marmor gebildet werden. Das klare und durchsichtige Wasser spielt über alle Hindernisse hinweg, die seinen Lauf hemmen. Mitunter bildet es eine brausende Cascade, dann verschwindet es wieder am Fuße eines großen Felsens, um bald darauf schäumend und zischend wiederzuerstehen, als ob eine übernatürliche Kraft es aus den Eingeweiden der Erde schleuderte.

Weiterhin bildet es noch eine Menge kleiner Wasserfälle, dann fließt es ruhig wie ein silbergewirktes Tuch in einem Bette von glänzend weißem Marmor fort. Nachdem es alle Klippen überwunden, fließt es endlich friedlich in einem bescheidenen Bette weiter. Die üppige Vegetation, welche die Ufer bedeckt, strahlt der helle Wasserspiegel zurück.

In diesem Gebirge nun, am rechten Ufer des Flusses, befindet sich die berühmte Grotte.

Man überschreitet den Fluß, indem man von einem Felsblocke zum andern springt. Nachdem man einen Abhang hinuntergeklettert, befindet man sich an dem Eingange

der Grotte, in die ich meinen Leser Schritt vor Schritt führen werde.

Dieser Eingang von einer fast regelmäßigen Form stellt den gewölbten Porticus einer Kirche dar, der mit grünen Schlingpflanzen und frischen Lianen umwunden ist.

Kaum hat man die Schwelle überschritten, so befindet man sich in einer breiten, geräumigen Vorhalle, die mit Tropfstein von gelblicher Farbe ausgelegt ist. Ein Heer Fledermäuse, erschreckt durch das Fackellicht, rauscht empor und stürzt sich durch den Ausgang der Grotte.

Ist man einige hundert Schritte weit in dem Innern vorgeedrungen, so wird die Decke höher und der Gang geräumiger. Aber plötzlich verschwindet die Decke, und der Gang verengert sich dergestalt, daß er nur einem einzigen Menschen Raum bietet, und dieser ist noch gezwungen, auf Händen und Knien zu kriechen. In dieser unangenehmen Lage muß man einige hundert Metres zurücklegen.

Dann erweitert sich der Gang abermals, und die Decke erhebt sich mehre Toisen. Aber bald muß man ein neues Hinderniß übersteigen; es gilt eine Mauer von zwei bis drei Ellen Höhe zu überspringen.

Unmittelbar dahinter befindet sich die gefährlichste Stelle der Höhle. Zwei ungeheure Schlünde gähnen den Unklugen an, der mit seiner Fackel in diesem finstern Labyrinth nicht sehr vorsichtig weiter geht.

Wirft man Steine in diese Schlünde, so beweist der schwere, dumpfe Fall auf den Boden, daß sie mehre hundert Metres tief sein müssen.

Nun wird der Gang breit und geräumig, und bietet

nichts Bemerkenswerthes, bis zu dem Orte, wo die bisher angestellten Nachsuchungen zu Ende gewesen.

Hier scheint er sich in einer Rundung zu schließen, die durch mancherlei Gestalten des Tropfsteins gebildet wird. Man glaubt einen von Säulen getragenen Dom zu sehen.

Dieser Dom enthält einen kleinen See, aus dem stets ein Bach rinnt, der sich in den Schlünden verliert, von denen ich bereits gesprochen habe.

In diesem Theile stellten wir nun ernstliche Nachforschungen an, um zu ergründen, ob eine Verlängerung unserer unterirdischen Promenade möglich sei.

Wir untersuchten mehremal den See, aber wir fanden Nichts, das unsere Wünsche begünstigte.

Dann wandten wir uns nach rechts, und untersuchten bei dem Scheine der Fackeln jede kleine Vertiefung, die wir in der Wand bemerkten.

Nach mancherlei unfruchtbaren Bemühungen entdeckten wir endlich eine Spalte, durch die man kaum mit dem Arme greifen konnte.

Indem wir eine Fackel hineinbrachten, sahen wir zu unserer großen Ueberraschung einen großen Raum, dessen Krystallwände blühten.

Diese Entdeckung erweckte den lebhaften Wunsch, das näher zu prüfen, was wir jetzt so unvollkommen sahen.

Der Indianer erweiterte mit seiner Hacke und seiner Schaufel die Oeffnung, durch die wir einzutreten hofften.

Um einen Einsturz zu vermeiden, arbeitete er langsam und in schwachen Schlägen.

Das Gewölbe, das über unsern Häuptern hing,

konnte uns verschütten, und man wird sehen, daß die angewendete Vorsicht nicht unnütz war.

In dem Augenblicke, wo unsere Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, und wo die Oeffnung bereits so groß war, um uns den Eingang zu gestatten, erhob sich über uns plötzlich ein dumpfes und anhaltendes Brausen, das uns vor Schrecken erstarren machte.

Die Decke ward erschüttert, und schien auf uns herabzustürzen.

Während eines kurzen Augenblick's, der uns wie eine Ewigkeit erschien, standen wir versteinert da. Unser Indianer selbst stand unbeweglich wie eine Bildsäule, die Hand auf den Stiel seiner Hacke gestützt, in derselben Position, in der er sich befand, als er den letzten Schlag gethan.

Nach einem Augenblicke feierlichen Schweigens erholten wir uns ein wenig von unserm Schrecken, und wir untersuchten die Gefahr, die uns bedroht hatte.

Ueber unsern Köpfen zeigte sich ein breiter Riß in der Decke, der einige Metres weit fortlief. Gegen die Wand hin, wo er endete, sahen wir einen ungeheuern Felsen, der sich losgerissen hatte, aber in seinem Fallen durch einen von der Vorsehung gefügten Glücksumstand aufgehalten worden war. Der Kopf der Hacke, deren Spitze in einem harten Boden fest saß, hatte ihm als Stützpunkt gedient, und auf diesem Glückspfeiler hing er über der Oeffnung, die wir angebracht hatten.

Nachdem wir uns hinlänglich überzeugt, daß die Hacke und der Felsblock sicher standen, faßten wir den Entschluß,

einer nach dem andern durch diese gefährliche Oeffnung zu schlüpfen.

Der Doctor, der bis dahin geschwiegen hatte, erschraf so heftig über diesen Vorsatz, daß ihm die Stimme versagte, als er uns bat, ihn zurückzuführen.

Als ob er plötzlich von einem Schwindel ergriffen würde, sagte er mit stoßender Stimme, daß ihm der Athem fehle, daß er dem Ersticken nahe sei, und daß sein Herz mit großer Heftigkeit schlage; er fügte hinzu, daß er an einem Pulsaderbruche stürbe, wenn er noch länger inmitten der Gefahren bleiben müsse, denen wir uns aussetzten.

Er bot dem, der ihm das Leben rettete, Alles, was er besaß; er bat unsern Indianer mit gefalteten Händen, ihn nicht zu verlassen und ihn zu führen.

Wir hatten Mitleiden mit ihm, und erlaubten dem Indianer, seine Bitte zu erfüllen.

Sobald der Indianer zurückgekehrt war und wir die Gewisheit hatten, daß die Ursache unsers augenblicklichen Schreckens festgebannt stand, brachten wir unsern Vorsatz zur Ausführung. Wir glitten einer nach dem andern durch diese gefährliche Oeffnung, die kaum genügenden Raum für einen unserer Körper bot.

Wir dachten bald nicht mehr der Gefahr, die uns bedroht hatte, eben so wenig der Unklugheit, die wir begingen, denn unsere ganze Aufmerksamkeit ward von dem in Anspruch genommen, was sich unsern Blicken bot.

Wir befanden uns in einem ungeheuern Saale, der einen magischen, feenhaften Anblick bot.

Die Decke, der Boden und die Wände strahlten und blühten in dem Lichte unserer Fackeln, als ob sie mit dem durchsichtigsten Krytall bedeckt wären.

An einigen Stellen schien die Hand des Menschen die Ausschmückung dieses entzückenden Palastes geleitet zu haben. Tropfstein und Barzenstein, durchsichtig wie das flüssige Wasser, aus dem sie entstanden, bildeten die seltsamsten Gestalten; sie stellten glänzende Draperien dar, Säulenreihen, Kronleuchter und Candelaber.

An dem einen äußersten Ende, dicht an der Mauer, sah man einen Altar mit seinen Stufen, der den Prediger zu erwarten schien, um hier die Messe zu lesen.

Es würde meiner Feder unmöglich sein, Alles, was uns hier zur Bewunderung hinriß, zu beschreiben.

Wir glaubten wirklich, daß wir uns in einem Palaste aus „Tausend und einer Nacht“ befänden. Die Indianer selbst hatten nur einen schwachen Theil der Wunder geahnt, die wir hier entdeckten.

Nachdem wir diesen glänzenden Palast verlassen, setzten wir unsern unterirdischen Spaziergang fort. Wir drangen immer tiefer in die Eingeweide der Erde. Ein krummes Labyrinth von einer halben Meile bot nichts Bemerkenswerthes, wenn wir die Gefahr unberücksichtigt lassen wollen, die uns von Zeit zu Zeit unsere unbezähmbare Neugierde zuzog.

An einigen Stellen hatte die Decke nicht mehr die Festigkeit des Steins, die Erde allein erhob sich hier, und erst kürzlich stattgehabte Einstürze bewiesen, daß leicht bes

trächtliche Hindernisse entstehen könnten, die uns den Rückweg abschneiden.

Dessen ungeachtet setzten wir unsern abenteuerlichen Weg fort, und wir kamen in einen neuen großartigen, prächtigen Raum, der, wie der erste, in Tropfstein strahlte und ihm an Schönheit in seinen Einzelheiten Nichts nachgab.

Wir unterwarfen auch diese uns umgebenden Wunder einer sorgfältigen Prüfung; wie Prismen strahlten sie den Schein unserer Fackeln zurück.

Einige Warzensteine, groß und rund wie Haselnüsse und glänzend wie Zuckerfrüchte, nahmen wir von dem Boden auf. Einige Tage später befanden wir uns auf einem Balle in Manilla; wir präsentirten diese Nüsse den Damen, und diese brachten sie sofort zu dem Munde, um sie aufzuknacken; aber als sie die Täuschung gewahrten, wollten sie sie behalten, um, wie sie sagten, sich Ohrgehänge daraus machen zu lassen.

Nachdem sich unsere Augen an diesem schönen und glänzenden Schauspiel gelabt, machten sich Hunger und Ermüdung fühlbar.

Wir hatten in diesem dunkeln Souterrain einen Raum von mehr als vier Kilometres durchschritten; seit dem Morgen hatten wir weder Speise noch Trank zu uns genommen, und der Tag war bereits vorgerückt.

Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß die moralische Kraft verhältnißmäßig mit der physischen abnimmt, und ohne Zweifel befanden wir uns in diesem Zustande, als düstere Voraussetzungen unsere Einbildung heimsuchten.

Einer von uns warf nämlich die Bemerkung hin, daß

eine Verschüttung stattfinden und uns von dem Ausgange trennen könne, oder, was noch wahrscheinlicher war, daß der ungeheure Felsen, der auf unserer Hacke schwebte, das Gleichgewicht verlieren, herabstürzen und uns jeden Ausgang versperren könne.

In welcher entsetzlichen Lage würden wir uns befinden, wenn ein solches Unglück einträte!

Auf eine Hilfe von außen her konnten wir nicht hoffen, selbst nicht auf die unseres Freundes, des Doctors, den die Furcht völlig bestürzt gemacht hatte. Unsere Dolche wären die einzige Zuflucht gewesen, um nicht langsam in einem Grabe abzusterben.

Alle diese Betrachtungen, die wir eine nach der andern analysirten, veranlaßten uns zu dem Entschlusse, den Rückweg anzutreten und andern Unklugen, wenn sich deren finden sollten, die Erforschung des Raumes zu überlassen, der noch vor uns lag.

Wir hatten bald die Strecke hinter uns, die uns von dem Orte trennte, den wir am meisten zu fürchten hatten.

Die Vorsehung war uns hold; die Hacke unterstützte immer noch den Felsen, der so lebhafteste Befürchtungen in uns erregt hatte.

Indem wir soviel als möglich das leiseste Anstreifen an die Hacke und den Felsen vermieden, glitten wir, einer nach dem andern, abermals durch diese Oeffnung. Als wir uns außer Gefahr sahen, traten wir fröhlich den Weg nach dem Ausgange an. Da plötzlich setzte uns ein dumpfes und anhaltendes Geräusch, wobei der Boden unter den Füßen erbebt, von Neuem in Schrecken. Aber bald wurz

den wir beruhigt, der Indianer kam zu uns, und zeigte uns seine frei gemachte Sacke.

Der Unbesonnene hatte sie nicht einbüßen wollen; nachdem er gewartet, daß wir uns einige Schritte entfernt, hatte er sie, indem er davoneilte, durch einen starken Ruck bei dem Stiele herausgezogen.

Der Vorsehung oder seiner Schnelligkeit hatte er zu danken, daß er von dem Felsblocke nicht zerschmettert wurde, der, seiner Stütze beraubt, auf den Boden gestürzt war und nun völlig den Ausgang verschüttet hatte, der uns soeben noch freie Bahn gelassen.

Es war ersichtlich, daß nach uns Niemand mehr den schönen Theil der Grotte würde betreten können, den wir so glücklich gewesen kennen zu lernen.

Nach dieser letzten Episode ließen wir uns nicht lange bitten, den Ausgang aufzusuchen. Nicht ohne eine lebhafte Freude begrüßten wir das Licht der Sonne. Unsern Freund, den Doctor, fanden wir auf einem Marmorblocke, Betrachtungen über unser langes Ausbleiben und unsere Unerforschlichkeit anstellend.

Vielleicht wird man die Schilderung der Genüsse und Aufregungen, aus denen mein Leben in Jala-Jala bestand, für übertrieben halten; aber ich versichere, daß ich nur die Wahrheit berichte, und es würde mir leicht sein, mehre Personen zu nennen, die bereit sind, die Wahrheit meiner Berichte zu bestätigen.

Es haben übrigens mehre Reisende, die einige Zeit auf meiner Besingung gewesen, Bilder von meinem Leben unter den mir ergebenden Indianern veröffentlicht.

Ich führe unter andern „die Reise um die Welt“ des unglücklichen Dumont d'Urville und die des Viceadmirals Laplace an; in einer jeden derselben wird man specielle Artikel über Zala:Zala finden.

Ich könnte ebenfalls Thomas Dent anführen, der jetzt in London lebt; er befand sich einige Zeit auf Zala:Zala, und hat mich auf mehreren meiner abenteuerlichen Ausflüge begleitet. Ich war glücklich, ihn in Europa wieder anzutreffen und ihm die Dienste in das Gedächtniß zurückzuführen, die er mir so freundlich geleistet hat.

Fünftes Kapitel.

Der Viceadmiral Laplace. Matrosen, die von der Artemisa desertirt waren. Der Kapitain des Schiffes Paris. Tagaler Ceremonien. Heirathen. Der Gaiman. Die Boa = Schlange. M. R. G. Kuffel. Dajon = Palay. Min = Moramy. Heuschrecken.

Da ich einmal Herrn Laplace genannt, will ich eine kleine Anekdote von ihm erzählen, in der er eine Rolle spielt, und die ein Zeugniß von dem Einflusse ablegen wird, den ich überhaupt in der ganzen Provinz Laguna ausübte.

Mehre Matrosen von der Equipage der Fregatte Artemisa, die der Viceadmiral Laplace befehligte und deren Kapitain er damals war, hatten in Manilla sich heimlich entfernt.

Trog der Nachforschungen, die das spanische Gouvernement hatte anstellen lassen, war es unmöglich gewesen, den Zufluchtsort von vier dieser Matrosen zu entdecken.

Herr Laplace brachte einige Wochen auf meiner Besichtigung zu.

Der Gouverneur hatte ihm gesagt:

„Wenn Sie Ihre Leute wieder haben wollen, so wenden Sie sich an Herrn de la Gironière. Niemand ist fähiger sie zu entdecken, als er. Bringen Sie ihm den Befehl von mir, er möge Nachsuchungen anstellen lassen.“

Herr Laplace übergab mir diesen Befehl; aber ich war zu unabhängig, um an die Ausführung desselben zu denken. Ich befaßte mich nicht mit Deserturen.

Einige Tage später kam ein Kapitain mit hundert Soldaten in Jala-Jala an.

Er benachrichtigte Herrn Laplace, daß er die ganze Provinz durchsucht, aber durchaus keine Spur von den Deserturen entdeckt habe, denen er seit vierzehn Tagen nachspüre.

Diese Nachricht betrückte Herrn Laplace.

Er kam zu mir und sagte:

„Herr de la Gironière, ich sehe, daß ich gezwungen sein werde, ohne die entflohenen Leute unter Segel zu gehen, wenn Sie sich der Nachforschung nach denselben nicht untermziehen wollen. Ich bitte Sie, opfern Sie mir einen kleinen Theil Ihrer Zeit, indem Sie mir diesen Dienst leisten.“

Dies war kein Befehl mehr, es war eine Bitte.

Meine Antwort darauf ließ nicht lange auf sich warten.

„In einer Stunde, Commandant, breche ich auf, und ehe achtundvierzig Stunden verflossen sind, werden Ihre Leute hier sein.“

„Merken Sie sich wohl,“ antwortete er, „daß Sie es mit schlechten Subjecten zu thun haben. Geben Sie Ihr Leben

nicht preis, und wenn sie Widerstand leisten, behandeln Sie sie ohne Schonung. Lassen Sie auf sie schießen."

Einige Minuten später fuhr ich auf dem See den Dretzen zu, die ich für den Schlupfwinkel der desertirten Matrosen hielt. Mein Lieutenant und ein Soldat meiner Garde begleiteten mich.

Wir Alle waren gut bewaffnet und wohl im Stande, vier Kerls zur Vernunft zu bringen, die keine andern Waffen als Knüttel hatten.

In dem ersten Dorfe, bei dem wir landeten, zog ich Erkundigungen ein.

Ich hatte einen großen Vortheil vor der spanischen Polizei voraus, der die Indianer nie die Wahrheit sagten, wenn es sich um die Verfolgung Schuldiger handelte.

Ich wandte mich an einen mir bekannten Indianer.

Mein Name allein schon imponirte ihm; er gehorchte blindlings und wagte nicht, mir die Wahrheit zu verbergen.

So erfuhr ich, daß die Desertirende sich in dem großen Flecken Pila verborgen hielten, daß der Pfarrer sie unter seinen Schutz genommen, daß sie in seiner Wohnung sich befänden, und daß sie diese Wohnung nur Nachts verließen, aus Furcht, vor Abfahrt der Artemisia entdeckt zu werden.

Der Schutz des Pfarrers erschwerte mir meine Sendung; es war weder klug noch leicht, die Pfarrwohnung anzugreifen.

Um die französischen Matrosen zu fangen, mußte man List anwenden.

In kurzer Entfernung von dem Flecken verbarg ich mich in einem Gehölze. Hier erwartete ich den Anbruch der Nacht, um mit meinen Leuten wider zum Vorscheine zu kommen.

Dann begab ich mich zu dem Vorsteher des Fleckens, und sagte ihm:

„Es halten sich hier vier französische Deserteure verborgen; dies kann nur mit Deiner Bewilligung und der Deiner Untergebenen geschehen. Deshalb werde ich Dich nach Manilla führen, wo Du dem Gouvernement Rechenschaft von Deinem Verhalten ablegen sollst.“

Zitternd antwortete der arme Indianer:

„Es ist wahr; aber ich versichere, daß wir in unserer Pflicht nur auf die Bitte und den Befehl des Pfarrers geschult haben, der sich der armen Franzosen erbarmt hat, weil sie nach ihrer Aussage an Bord des Schiffes sehr unglücklich gewesen sind.“

„Ich glaube Dir,“ sagte ich, „und Dein Fehler soll verziehen werden, wenn Du die Matrosen augenblicklich hierherführst. Sage ihnen, was Du willst, um sie zum Kommen zu bewegen. Aber verschweige durchaus meine Gegenwart. Bist Du in einer halben Stunde nicht zurückgekehrt, so werde ich Dich holen!“

Der Indianer ging.

Eine Viertelstunde später hörte ich die Matrosen in der Straße ein französisches Lied singen. Ich befahl meinen beiden Gardisten, sich zu verbergen. Dann stellte ich mich so an die Thür, daß die Deserteure eintreten konnten, ohne mich zu sehen. Gleich darauf befanden sich

alle vier in dem Zimmer. Ich stellte mich zwischen sie und die Thür.

„Ihr seid von der Artemisia desertirt,“ sagte ich. „Ich bin gekommen, um Euch gefangen zu nehmen und an Bord der Fregatte zurückzuführen.“

„An Bord unserer Fregatte, mein Herr? Lieber wollen wir sterben! Wir lassen uns eher tödten, als daß wir dorthin gehen!“

Die vier Burschen griffen nach ihren Knütteln, sie schienen durchaus keine Furcht vor mir zu haben. Ich schlug in die Hand, eine Thür öffnete sich, und meine beiden Gardisten traten ein, den Karabiner vorgestreckt und den Dolch an der Seite.

„Ihr seht,“ sagte ich, „daß Euch die Windbeutelei nichts nützt. Ich will Euch nicht tödten. Werft Eure Knüttel weg und gebt mir das Ehrenwort, ohne Widerstand zu folgen. Weigert Ihr Euch, so lasse ich Euch wie Banditen fortschleppen.“

„Glaubt mir, ich leiste Euch einen Dienst. Nach der Abfahrt der Fregatte würde man Euch unfehlbar ergreifen und in das Gefängniß werfen, bis ein Schiff Euch nach Frankreich bringt, wo man Euch vor ein Kriegsgericht stellt. Deshalb folgt mir freiwillig, und Ihr werdet Euch nicht zu beklagen haben. Ich selbst werde mich für Eure Verzeihung verwenden.“

Der Anblick meiner Gardisten und die Worte, die ich an sie gerichtet, überzeugten die Deserteure. Sie lieferten ihre Knüttel ab und versprachen, Alles zu thun, was ich

von ihnen fordern würde, indem sie mich zugleich baten, ihnen die Nachsicht des Commandanten zu erwirken.

Ich beruhigte sie, und wir gingen.

Am folgenden Morgen waren wir in Jala-Jala, und ich erfüllte das Versprechen, das ich Herrn Laplace gegeben hatte. Er erhielt seine Matrosen zurück. Die Bitte der guten Anna bestimmte den Commandanten, ihnen einen Theil der Strafe zu erlassen, die sie verdient hatten.

Ich gab Herrn Paris, der damals Schiffsleutenant war, einige Soldaten meiner Garde und ein großes Boot, damit er die Matrosen nach der Rhede von Manilla bringen konnte. Herr Paris verließ mit Bedauern Jala-Jala. *)

Schon oft habe ich von den Tagalern gesprochen und einige ihrer Charakterzüge geschildert; aber ich bin nicht so weit auf die Einzelheiten eingegangen, als nöthig ist, um ein vollständiges Bild von der Bevölkerung zu entwerfen, die den Spaniern unterthan und deren erster Ursprung nur eine Annahme und ein wirkliches Problem ist.

Es ist wahrscheinlich, fast gewiß, daß die Philippinen ursprünglich von Stammvölkern bewohnt waren, einer kleinen Negerrace, die man jetzt noch in einem großen Theile der innern Wälder antrifft. Die Tagaler nennen sie Njestas, die Spanier Negritos.

In einer, ohne Zweifel sehr entfernten Zeit fielen die nächsten Nachbarn der Philippinen, die Malaien, in die

*) Herr Paris, gegenwärtig Schiffskapitain, lebt in Paris, wo ich das Glück hatte, ihn anzutreffen.

Ufergegenden, und griffen die eingeborene Bevölkerung in den Bergen an. Später — fügte es der Zufall bei der Schifffahrt oder wollten sie Vortheil von den Reichthümern des Bodens ziehen — später vereinigten sich die Chinesen, Japanesen, die Bewohner des großen Archipels des Südmeeres, Javanesen und selbst Hindus mit ihnen.

Aus der Mischung, die aus der Vereinigung dieser verschiedenen Menschen mit so mancherlei Physiognomien entstand, gingen die verschiedenen Nüancen und Typen hervor, die man unter der tagalesischen Race bemerkt. Diese Race hat jedoch im Allgemeinen die malaische Physiognomie und Grausamkeit bewahrt.

Der Tagaler ist wohlgewachsen, mehr groß als klein. Er hat lange Haare, selten einen Bart, eine bräunliche, mitunter weiße Farbe; sein Auge ist groß und lebhaft, zuweilen ein wenig geschlitz, wie das der Chinesen; die Nase ist ein wenig groß; die Backenknochen sind hervorspringend, wie bei der malaischen Race.

Sein Charakter ist leicht und fröhlich.

Er liebt Tanz und Musik.

In der Liebe ist er feurig, mit seinen Feinden grausam.

Nie vergißt er Ungerechtigkeiten, und stets rächt er sich mit dem Dolche, der bei ihm die Lieblingswaffe ist, wie der Kris bei den Malaien.

Das Wort, das er in ernstern Sachen gegeben, hält er. Den Hazardspielen ist er mit Leidenschaft ergeben. Er ist ein guter Ehemann, ein vortrefflicher Vater, eifersüchtig auf die Ehre seiner Frau, aber sorglos um die seiner Tochter,

die, trotz der Jugendvergehungen, ohne Schwierigkeit einen Mann findet.

Seine Mäßigkeit ist bewundernswürdig; Wasser, ein wenig Reis und gesalzener Fisch genügen ihm.

Für das Alter hegt er stets eine große Verehrung.

In einer Familie gehorcht in allen Zeiten des Lebens der Jüngere dem Aeltern.

Er übt die Gastfreundschaft ohne Egoismus und ohne einen andern Gedanken, als den, seines Gleichen zu unterstützen.

Kommt ein Fremder zu einem Indianer zur Zeit des Essens, so ist es die erste Sorge der Familie, daß sie ihn einladet, einen Platz am Tische einzunehmen.

Ist ein Greis, dem das Alter nicht mehr erlaubt zu arbeiten, von allen Hilfsmitteln entblößt, so läßt er sich bei einem Nachbar nieder. Hier wird er als zum Hause gehörig betrachtet. Er kann hier bis an das Ende seiner Tage bleiben.

Bei feierlichen Gelegenheiten liebt er es, seine Geberden und Worte zu poetisiren und zu dramatisiren. Und dies geschieht stets mit einem Tacte, der um so mehr zu bewundern ist, als man ihn bei Böckern findet, die man gewöhnlich zu der untersten Classe der Civilisation rechnet.

Eine kleine Anekdote wird genügen, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil zu bilden.

Ich befand mich zufällig an dem Tage in dem Flecken Siniloan, an dem man das Fest des Schutzpatrons feierte. Die Alten luden mich ein, an ihrem Banket theilzunehmen. Während des ganzen Festes war ich der Begens-

stand der zartesten Aufmerksamkeiten und ausgesuchtesten Zuorkommenheiten gewesen. In dem Augenblicke, als ich aufstehen, danken und von meinen Wirthen Abschied nehmen wollte, bat mich der Älteste ihm zu erlauben, mir einen Toast zu bringen.

Das Glas in der Hand, erhob er sich und sagte mit lauter Stimme:

„Brüder, die Ehre, die mir der Gebieter von Talaz-Tala erzeigt, indem er meine Einladung annahm, ist nicht mir allein. Wie die Strahlen des himmlischen Gestirns, erstreckt sie sich auf Euch Alle. Vereint Euch denn mit mir, und sendet Eure Wünsche zu dem höchsten Herrn, daß er ihm stets Glück verleihe, Friede seinem Hause und Freude seinem Herzen.“

Nachdem er das Glas geleert, warf er es auf den Boden, daß es in Stücke zerbrach. Dann nahm er wieder das Wort:

„Dieses Glas, das dazu gedient hat, um die Bitten zu bekräftigen, welche die Einwohner von Siniloan für unsern Gast zu dem Herrn gesendet haben, soll künftig Niemandem mehr dienen“.

Eins der seltsamsten Dinge bei den Tagalern ist die Heirath.

Zwei Ceremonien gehen voran.

Die erste heißt: *tain manoc*, tagalesische Worte, die bedeuten: der Hahn sucht seine Henne.

Sobald ein junger Mann seinem Vater und seiner Mutter gesagt hat, daß er einer Indianerin den Vorzug gebe, so gehen diese eines Abends zu den Eltern derselben,

und nach einer gleichgültigen Unterhaltung bietet die Mutter des Bewerbers der der Erlorenen einen Pfaster.

Der Bräutigam ist angenommen, wenn der Pfaster angenommen wird.

Sogleich kauft die Mutter für diesen Pfaster Betel und Cocos-Wein.

Bis tief in die Nacht hinein lauet die ganze Gesellschaft nun Betel und trinkt Cocos-Wein. Dabei spricht man von allen andern Dingen, nur von der Heirath nicht.

Die jungen Leute zeigen sich nur dann erst, wenn der Pfaster angenommen ist, sie betrachten diese Annahme als die Einleitung zu ihrer Verbindung.

Am folgenden Morgen stellt sich der junge Mann den Eltern seiner Braut vor; er wird wie der Sohn vom Hause empfangen; er wohnt und schläft hier, theilt alle Arbeiten, und vorzüglich die, die dem jungen Mädchen obliegen.

Nun tritt er einen Dienst an, der zwei, drei auch vier Jahre dauert. Während dieser Zeit muß er auf seiner Huth sein, denn hat man an ihm etwas zu tadeln, so wird er wieder fortgeschickt, und nie kann er wieder um die Hand des Mädchens anhalten, das er heirathen wollte.

Die Spanier haben Alles versucht, diesen Gebrauch zu unterdrücken, da er Ungebühlichkeiten in seinem Gefolge hat.

Wie oft hat ein Vater, um einen Mann, der ihm Nichts kostet, in seinem Dienste zu haben, diese Dienstzeit unendlich ausgedehnt, und wie oft hat man den zurückge-

schießt, der bereits zwei oder drei Jahre gearbeitet hatte, um einen andern unter dem Namen des Bräutigams zu nehmen.

Oft aber auch ist es der Fall gewesen, daß die beiden Verlobten ungeduldig wurden, und die Rechte der Ehe vor der Hochzeit übten. Das junge Mädchen schleppt ihren Geliebten bei den Haaren zu dem Pfarrer des Dorfs, und sagt ihm:

„Sie entführe ihn, und sie müßten nun getraut werden.“

Dann findet die Heirath ohne Zustimmung der Eltern statt; entführt aber der junge Mann seine Geliebte, so wird er streng bestraft, und das junge Mädchen wird der Familie zurückgegeben.

Verlaufen die Dinge in guter Ordnung, hat der Bräutigam seine zwei oder drei Jahre gedient, sind die Eltern mit seinem Charakter und seinem Betragen völlig zufrieden, so kommt der Tag der zweiten Ceremonie, den man *tajin bojol* nennt, zu deutsch: der junge Mann will den Knoten der Verbindung schürzen.

Diese zweite Ceremonie ist ein großer Festtag.

Alle Verwandte und Freunde der beiden Familien sind im Hause der Braut versammelt; sie theilen sich in zwei Lager, deren jedes über die Interessen der Verlobten debattirt.

Jede Familie hat einen Advocaten, und dieser allein nimmt zu Gunsten seines Klienten das Wort.

Die Verwandten haben nicht das Recht zu reden; sie

machen nur leise ihre Bemerkungen, wenn sie den Advocaten günstig beurtheilen.

Die Indianerin bringt nie eine Aussteuer mit. Wenn sie einen Mann nimmt, besitzt sie Nichts. Der junge Mann bringt die Ausstattung mit, und an ihn richtet der Advocat der Braut das erste Wort, um ihn darum zu befragen und die Bedingungen festzustellen.

Ich theile die Reden der Advocaten mit, die bei einer Ceremonie dieser Art gehalten wurden, der ich aus Neugierde beiwohnte.

Um die Eigenliebe der Parteien nicht zu verletzen, reden die Advocaten nur in Allegorien.

Bei der Ceremonie, die ich mit meiner Gegenwart beehrte, begann der Advocat der Braut folgendermaßen:

„Ein junger Mann und ein junges Mädchen hatten sich verbunden; sie besaßen Nichts, nicht einmal einen Ort, wo sie gegen Wind und Wetter geschützt waren. Mehre Jahre lang war die junge Frau sehr unglücklich. Endlich war ihr Unglück vorbei, und eines Tages sah sie sich in einer schönen Hütte, die ihr gehörte. Sie ward Mutter von einem hübschen kleinen Mädchen. Am Tage der Niederkunft war ein Engel erschienen, der ihr gesagt hatte: *Erinnere Dich Deiner Heirath und der Tage des Glend's, die Du verlebt hast. Ich nehme das Kind, das Du geboren, unter meinen Schutz. Wenn es groß und ein hübsches Mädchen sein wird, um das die jungen Leute freien, so gieb es nur dem, der ihr einen Tempel bauen wird, in dem sich zehn Säulen befinden, deren jede aus zehn Steinen besteht. Befolgst Du meine Befehle nicht, so*

wird Deine Tochter unglücklich sein, wie Du es gewesen bist.“

Nach dieser Rede ergriff der Advocat der andern Partei das Wort:

„Es gab einmal eine Königin, deren Königreich am Ufer des Meeres lag.

„Unter den Gesezen ihrer Regierung existirte auch eins, das mit der größten Strenge gehandhabt wurde.

„Alle Schiffe, die in einem der Häfen ihrer Staaten ankamen, durften nach diesem Geseze nur in einer Tiefe von hundert Klaftern ihre Anker auswerfen. Wer dieses Gesez nicht befolgte, wurde schonungslos zum Tode verurtheilt.

„Es ereignete sich eines Tages, daß ein braver Seemann von einem heftigen Sturme überrascht ward.

„Nach unglaublichen Anstrengungen, sein Schiff zu retten, ward er gezwungen, in diesem Hafen vor Anker zu gehen, obgleich sein Kabeltau nur achtzig Klafter lang war; er zog es vor, auf dem Schaffotte zu sterben, statt sein Schiff mit der Mannschaft umkommen zu lassen.

„Die erzürnte Königin ließ ihn vor sich kommen.

„Er warf sich ihr zu Füßen, und sagte ihr, daß ihn eine höhere Macht gezwungen habe, ihren Gesezen zuwider zu handeln, und da sein Kabeltau nur achtzig Klafter lang sei, könne er nicht auf hundert Klafter Anker werfen. Deshalb bitte er um Verzeihung.“

Hier schloß er seine Rede.

Der andere Advocat entgegnete:

„Die Königin war gerührt von der Bitte und der Uns-

möglichkeit des armen Kapitäns, auf hundert Klafter seine Anker auszuwerfen; sie verzieh ihm, und daran that sie Recht."

Bei diesen letzten Worten erheiterten sich alle Gesichter, und die Musiker begannen auf ihren Guitarren zu spielen.

Braut und Bräutigam, die sich in einer angrenzenden Kammer befanden, erschienen nun.

Der junge Mann nahm den Rosenkranz von seinem Halse, und hing ihn um den Hals seiner Braut. Dann nahm er den ihrigen, um den zu ersetzen, den er ihr gegeben hatte. Die Nacht ward mit Tänzen verbracht, und die Ceremonie der Heirath ward, ganz wie in unsern christlichen Ländern, noch acht Tage hinausgeschoben.

Ich gebe nun eine Erklärung der Reden der Advocaten, die ich nicht völlig verstanden hatte, wie man sie mir mittheilte.

Die Mutter der Braut hatte sich ohne Aussteuer verheirathet, und dadurch war sie sehr unglücklich geworden. Der Tempel, den sie für ihre Tochter verlangen sollte, wie der Engel befohlen, war ein Haus. Die zehn Säulen, deren jede aus zehn Steinen bestehen sollte, bedeuteten, daß das Haus einen Werth von hundert Pfästern haben müsse. (Fünfhundert Francs.)

Die Rede des Advocaten des jungen Mannes bedeutete, daß er einwillige, das Haus zu geben, weil er nicht davon sprach; aber da er nur achtzig Pfäster besäße, so hätte er die Eltern seiner Braut fußfällig, die fehlenden zwanzig Pfäster nicht ein Hinderniß seiner Verbindung sein zu lassen. Die von der Königin ertheilte Verzeihung galt

dem jungen Manne, den man mit seinen achtzig Pfaltern genehmigte.

Die Dienstbarkeit vor der Heirath, deren ich vorhin erwähnte, ward schon lange ausgeübt, ehe die Spanier das Land eroberten; sie beweist den Ursprung, den ich den Tagalern beilege und den ich von den Malaien herleite. Da die Malaien Muselmänner sind, so haben sie einige Gebräuche unserer alten Patriarchen beibehalten.

Die letzte Ceremonie, die Verbindung in der Kirche, ist ganz christlich, wie ich bereits bemerkt habe.

Der Tag, an dem sie stattfindet, wird mit einem großen Feste, mit Banket und Tanz beschlossen.

In einigen Dörfern dauert dieses Fest drei Tage. Während dieser drei Tage müssen die jungen Eheleute offene Tafel halten und jeden, der kommt, gleich viel ob er ihnen bekannt ist oder nicht, reichlich bedienen.

Am dritten Tage giebt die Pathe der jungen Frau jedem Anwesenden oder Gaste eine Tasse von chinesischem Porzellan, und der, der sie empfängt, ist gehalten, ein Geldstück hineinzulegen und sie der jungen Frau dann zu überreichen.

Diese Gabe soll eine Art Entschädigung für die großen Opfer sein, welche die jungen Eheleute während der drei Tage gebracht haben.

Ich glaube nun meinen Lesern die Indianer und ihre Gebräuche hinlänglich geschildert zu haben; ich werde sie nun mit zwei Gattungen von Ungeheuern bekannt machen, die ich oft Gelegenheit gehabt zu beobachten und selbst zu bekämpfen.

Die eine derselben, die Boa-Schlange, wohnt in den Wäldern; die andere, der Caiman, wohnt in großen Flüssen und Seen.

In der Zeit meines ersten Aufenthaltes in Sala-Sala waren die Caimans an der Küste, wo das Dorf lag, in großer Zahl vorhanden. Ich habe täglich aus meinen Fenstern gesehen, wie sie in dem Wasser lauerten und die Hunde wegschnappten, die sich dem Ufer näherten.

Eine Kammerfrau aus meinem Hause war eines Tages so unvorsichtig, sich am Ufer des See's zu baden. Da ward sie von einem Caiman, einem ungeheuern Exemplare, überrascht. Einer meiner Gardisten kam in dem Augenblicke dazu, als das Ungeheuer sie fortschleppen wollte. Er schoß seinen Karabiner ab, und die Kugel traf ihn unter der Achsel, der einzigen verwundbaren Stelle. Aber die Wunde war nicht stark genug, um ihn aufzuhalten — er verschwand mit seiner Beute.

Das kleine Loch der Kugel bewirkte indeß seinen Tod. Es ist bemerkenswerth, daß in dem Wasser des See's von Bah die geringste Wunde, die man dem Felle des Caimans beibringt, unheilbar ist.

Die Steuerkrabben, kleine Seekrebse, die der See in Ueberfluß enthält, setzen sich in die Wunde; nach und nach vermehrt sich ihre Zahl, sie zerfressen das Fleisch und dringen bis in das Innere seines Körpers.

Dieses Loos traf den Caiman, der die Kammerfrau verschlungen hatte.

Einen Monat nach diesem Vorfalle fand man das Un-

geheuer todt am Ufer, vielleicht fünf Stunden von meiner Besizung.

Die Indianer brachten mir die Ohrringe der unglücklichen Frau, die sie in dem Magen des Thieres gefunden hatten.

Ein anderes Mal bereisete ich die Ufergegenden von Marigondon. Ein Führer begleitete mich. Die Hitze war unerträglich, die Sonne sandte ihre Strahlen perpendicular auf einen glühenden Boden. Unsere Pferde folgten langsam einem wenig betretenen, von jeder Wohnung fernen Wege. Wir begegneten einem Chinesen, der ebenfalls zu Pferde reisete, und zwar in derselben Richtung, die wir eingeschlagen hatten; aber vorsichtiger als wir, schützte er sich durch einen Schirm von gummirtem Papier gegen die Sonne. Dieser Schirm ist das unerläßliche Geräth eines Bewohners des himmlischen Reichs.

Mein Führer sagte mir:

„Wir sind an dem Flusse Jedang, ruhen wir. Eine kleine Erholung wird unsern Pferden gut sein.“

Ich war nicht seiner Ansicht, ich gab ihm zu bedenken, daß wir bei Tage kein Dorf mehr erreichen würden, wenn wir anhielten.

„Thut Nichts,“ antwortete er; „ich kenne den Weg, und werde nicht fehl gehen. Glauben Sie mir, wir thun gut, die gehen zu lassen, die es eilig haben. Sie werden diesen ungläubigen Chinesen, der sich so gut vor der Sonne schützt und so schlecht zu Pferde sitzt, da wiedersehen, wo wir über den Fluß gehen können, ohne unseren Pferden Schweiß zu erpressen.“

Diese letzte Bemerkung erschien mir zu klug, als daß ich sie hätte unbeachtet lassen sollen. Ich genehmigte den Vorschlag meines Führers. Wir stiegen ab.

Einige Augenblicke nachher trieb der Chinese sein Pferd an, um es in den Fluß gehen zu lassen. Kaum hatte er die Mitte des Flusses erreicht, als sich mehre Caimans, die sich unter dem Wasser verborgen gehalten, auf ihn warfen, und in demselben Augenblicke verschwanden der Chinese und das Pferd. Während einiger Minuten röthete sich die Oberfläche des Wassers von Blut, aber von dem Chinesen und seinem Pferde ward Nichts wieder sichtbar, nur der Sonnenschirm ward von dem Strome davongetragen.

Mein Führer unterbrach zuerst das Schweigen.

„Sayan!“ sagte er. (Wie Schade!)

„Wie kannst Du Dich eines solchen Wortes bedienen!“ sagte ich.

„Ach ja,“ fuhr er fort, „wir haben wenig Aussicht für uns — der Wind hätte ihn uns zutreiben sollen.“

Diese, mit indianischer Kaltblütigkeit ertheilte Antwort machte mir begreiflich, daß der Ausruf „Sayan!“ dem Sonnenschirme des Chinesen galt, dessen Verlust meinen Führer mehr beschäftigte, als die Katastrophe, die vor unsern Augen so eben stattgefunden hatte.

Ich war neugierig, eins dieser gefräßigen Thiere in der Nähe zu sehen.

An den Ufern in der Nähe meines Hauses hatte ich mehre Versuche zu diesem Zwecke gemacht.

So hatte ich während einer Nacht einen ganzen Sammel in einen großen Fischhaken gesteckt, und diesen Haken

mit einer Kette und einem starken Taue an dem Ufer befestigt. Am folgenden Morgen waren Sammel, Kette und Samen verschwunden.

Oft habe ich den Caimans mit meinem Gewehre aufgelauert; aber da sie sich im Wasser befanden, so traf die Kugel nur ihre Schuppen, sie sprang zurück, ohne ihnen das Geringste zuzufügen.

Einst war mir ein Hund von jener ungeheuer großen Race krepirt, die man nur auf den Philippinen antrifft. Hunde von dieser Größe kennt man in Europa nicht. Ich ließ ihn an das Ufer schleppen, verbarg mich in einem kleinen Gebüsch, und wartete mit meinem geladenen Gewehre, daß ein Caiman kommen sollte, um ihn fortzutragen.

Aber bald übermannte mich der Schlaf.

Als ich erwachte, war der Hund verschwunden. Glücklicherweise hatte sich der Caiman in seiner Beute nicht geirrt.

Man hatte in den Umgebungen des Dorfes Jala-Jala lange keine Caimans gesehen. Es waren wohl einige Jahre verflossen, als ich eines Morgens mit einigen Schäfern meines Hauses einen Fluß durchwaten wollte. Wir mochten zwei Stunden von meiner Besizung fern sein.

Der eine der Schäfer sagte mir:

„Herr, das Wasser steht hoch, und wir befinden uns in einer Gegend, wo es viel Caimans giebt. Gehen wir ein wenig zurück, dort ist eine seichte Stelle.“

Wir standen schon im Begriffe, die Richtung zu ändern, als ein anderer unbesonnen sagte:

„Ich fürchte mich nicht vor den Caimans!“

Bei diesen Worten trieb er sein Pferd in das Wasser.

Aber kaum hatte er die Mitte des Flusses erreicht, so sahen wir, daß sich ihm ein ungeheurer Caiman näherte.

Wir Alle stießen einen Schrei aus, um ihn von der Gefahr in Kenntniß zu setzen; er bemerkte sie, und um ihr zu entgehen, stieg er auf der Seite vom Pferde, die der entgegengesetzt war, wo der Caiman sich näherte. Nun schwamm er aus Leibeskräften dem Ufer zu. Schon hatte er den Boden betreten, da blieb der Unkluge hinter einem Baumstamme stehen, den der Strom umgerissen hatte, und wo ihm das Wasser bis an das Knie reichte. Er glaubte völlig in Sicherheit zu sein, zog seinen Säbel, und beobachtete den Caiman. Dieser hatte sich dem Pferde genähert, während der Indianer abgestiegen war, hob seinen ungeheuern Kopf über das Wasser, stürzte sich auf das Pferd und packte es bei dem Sattel. Das Pferd machte eine Anstrengung, die Riemen rissen, und während der Caiman den Sattel zwischen seinen Zähnen zerbiß, flüchtete es sich an das Land.

Aber bald bemerkte der Caiman, daß ihm die Beute entgangen war, er ließ den Sattel fahren und eilte auf den Indianer zu.

Wir bemerkten diese Bewegung und riefen ihm zu:

„Entfliehe! Rette Dich! Der Caiman sucht Dich auf!“

Aber der Indianer rührte sich nicht. Unbeweglich blieb er stehen, seinen Säbel in der Hand haltend.

Das Ungeheuer rückte ihm näher.

Der Indianer versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf — es war ein Nasenstüber auf das Horn eines Büffels.

Der Caiman machte einen Satz, packte ihn beim Schenkel, und länger als eine Minute sahen wir den Körper des armen Schäfers gerade über der Oberfläche des Wassers; er hatte die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gerichtet wie ein Mensch, der die göttliche Gnade anfleht. So ward er dem See zu geschleppt, und bald war er verschwunden.

Das Drama war vollendet, der Magen des Caimans war dem armen Indianer zum Grabe geworden.

Während dieses furchtbaren Augenblick's war kein Wort über unsere Lippen gekommen; kaum aber war mein unglücklicher Schäfer verschwunden, als wir schwuren, ihn zu rächen.

Ich ließ drei große Netze von starken Seilen fertigen, die den Fluß versperrern konnten. Dann ließ ich eine kleine Hütte bauen, und in diese Hütte setzte ich einen Indianer als Wächter mit dem Befehle, mich sogleich davon zu benachrichtigen, wenn der Caiman in den Fluß zurückkehren würde.

Der Wächter wartete umsonst mehr als zwei Monate. Dann aber sagte er mir, daß das Ungeheuer sich eines Pferdes bemächtigt, und, um es gemächlich zu verschlingen, in den Fluß gezogen habe.

Ich begab mich sogleich an den Ort. Mein Pfarrer und meine Gardisten begleiteten mich, sie wollten durchaus die Jagd auf einen Caiman sehen. Auch mein Freund Georg Ruffel*), ein Amerikaner, der

*) Aus dem Hause Ruffel und Nurgis; er war mir ein wahrer Freund, dessen Andenken ich jetzt noch

sich damals auf meiner Besizung befand, schloß sich dem Zuge an.

Ich ließ die Netze in Zwischenräumen ausspannen, das mit der Caiman nicht in den See zurückkehren konnte.

Diese Operation ward nicht ohne einige Unklugheiten vollbracht. So, zum Beispiel, tauchte ein Indianer unter, als die Netze ausgestellt waren, um zu sehen, ob sie bis auf den Grund reichten, damit unser Feind unter denselben nicht entwischen konnte.

Glücklicherweise verlief Alles, wie wir es wünschten.

Als diese Vorbereitungen vollendet waren, ließ ich drei Kähne fest aneinander binden. In den mittelsten stellte ich einige Indianer und gab ihnen lange Bambuslanzen, mit denen sie den Grund erreichen konnten.

Nachdem alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, begannen meine Indianer mit ihren Lanzen in den Fluß zu schlagen.

Ein so großes Thier, als das, nach dem wir suchten, verbirgt sich nicht so leicht.

Bald sahen wir es auf der Oberfläche des Wassers; es schlug mit seinem langen Schwanze und klapperte mit den Kinnladen, indem es die zu erreichen suchte, die es wagten, es in seiner Zurückgezogenheit zu stören.

So wie der Caiman erschien, gab ein Jeder seine Freude durch Rufen kund. Die Indianer in den Booten

bewahre und das meinem Gedächtnisse nie entschwinden wird.

schlugen mit ihren Lanzen nach ihm, und wir Andern, die wir uns an beiden Ufern aufgestellt hatten, gaben eine allgemeine Gewehrsalve. Aber die Kugeln sprangen von den Schuppen zurück, ohne einzudringen.

Die spitzen Lanzen drangen acht bis zehn Zoll tief in seinen Körper.

Aber er schwamm mit unglaublicher Schnelligkeit, und verschwand. Da stieß er auf das erste Netz, dessen Widerstand ihn zur Umkehr zwang. Er erschien wieder auf der Oberfläche des Wassers.

Diese heftige Bewegung zerbrach die Schaft der Lanzen, welche die Indianer in seinen Körper bohrten; das Eisen allein blieb darin zurück.

So oft er erschien, empfingen ihn neue Schüsse und neue Lanzen drangen in seinen ungeheuern Körper.

Ich hatte indessen erkannt, daß unsere Feuerwaffen auf seine undurchdringlichen Schuppen Nichts ausrichteten.

Nun reizte ich ihn durch Schreien und Bewegungen, und als er auf der Oberfläche mit weit aufgerissenem Maule erschien, um mich zu verschlingen, steckte ich mein Gewehr einige Zoll tief hinein, und feuerte beide Läufe ab, in der Hoffnung, daß meine Kugeln in dem Innern des ungeheuern Rachens keine Schuppen finden und bis zu seinem Gehirn dringen würden.

Aber Alles war umsonst.

Der Rachen schloß sich mit einem schrecklichen Geräusche; er faßte aber Nichts als das Feuer und den Rauch meines Gewehrs. Meine Kugeln prallten an den Knochen ab, ohne zu schaden.

Das wüthend gewordene Thier machte furchtbare Anstrengungen, um sich eines seiner Feinde zu bemächtigen. Seine Kräfte schienen sich zu vermehren, anstatt sich zu verringern. Und wir waren ermüdet.

Fast alle unsere Lanzenspitzen saßen in seinem Körper, und unsere Munition war verschossen.

Wohl zehn Stunden hatte der Kampf gedauert, ohne ein Resultat zu ergeben.

Da stieß ein Indianer seine große Lanze mit einer ungeheuern Kraft auf den Grund. Ein anderer Indianer, von dem ersten aufgefodert, führte zwei kräftige Stöße mit dem Schaft seiner Lanze aus. Das Eisen drang tief in den Körper des Thiers. Rasch wie der Blitz flog er den Netzen zu, und verschwand.

Der Schaft der Lanze, von dem Eisen getrennt, schwamm auf dem Wasser.

Wir warteten einige Minuten, daß das Ungeheuer wieder erscheinen solle; es war vergebens. Wir mußten annehmen, daß er durch die letzte Anstrengung den See erreicht habe, und daß unsere Jagd eine unnütze gewesen sei.

Wir zogen das erste Netz empor.

Ein großes Loch überzeugte uns, daß unsere Annahme richtig war.

Das zweite Netz befand sich in demselben Zustande, wie das erste.

Berdrießlich über das mißlungene Werk, zogen wir das dritte Netz empor; da fühlten wir einen starken Widerstand.

Mehre Indianer zogen es nun an Bord, und zu unzerer großen Freude sahen wir das Ungeheuer auf der Oberfläche des Wassers — es war dem Tode nahe.

Wir schlangen einige Stricke um den riesigen Körper, und nachdem wir sie wohl befestigt hatten, zogen wir ihn an den Kahn.

Es war nicht leicht, ihn an das Ufer zu schleppen, die Kräfte von vier Männern reichten kaum dazu aus.

Als wir ihn endlich ganz aus dem Wasser gezogen hatten, blieben wir erstaunt stehen. Wie anders erschien uns jetzt der Körper!

Russel, ein durchaus kompetenter Mann, übernahm es ihn zu messen.

Die Länge von der Nase bis zu der Spitze des Schwanzes betrug siebenundzwanzig Fuß. Der Umfang unter den Rippen betrug elf Fuß.

Der Bauch war noch umfangreicher; wir hielten es für unnütz, diesen Theil zu messen, da sich wohl annehmen ließ, daß das Pferd, das er zum Frühstück verschlungen, sein Embonpoint beträchtlich vermehrt hatte.

Nach dieser ersten Operation beriethen wir, was nun zu beginnen sei.

Ein Jeder sprach seine Meinung aus.

Ich wollte ihn, so wie er war, nach meiner Besizung bringen lassen; aber dies war unmöglich. Wir brauchten dazu ein Fahrzeug, das fünf oder sechs Tonnen Last trug — ein solches konnten wir uns nicht verschaffen.

Ein Anderer forderte die Haut. Die Indianer baten um das Fleisch, um es zu räuchern und es als Mittel ge-

gen die Krankheit des Asthma's zu verwenden. Sie sagten, daß ein Mensch, der an dem Asthma leide, unfehlbar geheilt werde, wenn er eine Zeit lang dieses Fleisch äße.

Ein dritter forderte das Fett, um es gegen rheumatische Schmerzen zu verwenden.

Mein guter Pfarrer forderte endlich, daß man ihm den Magen des Thieres öffne, er wollte sehen, wieviel Christen das Ungeheuer begraben habe.

„So oft ein Caiman einen Christen verspeiß't,“ sagte er, „so oft verschluckt er einen großen Kieselstein. Die Zahl der Steine wird uns genau die der Gläubigen andeuten, denen sein riesiger Magen zum Grabe dient.“

Um Alle zu befriedigen, ließ ich eine Axt holen und mir den Kopf des Caimans abhauen; das Uebrige überließ ich denen, die an dem Fange theilgenommen hatten.

Es war schwer, diesen Kopf von dem Rumpfe zu trennen.

Die Axt drang bis zur Mitte des Stiels in das Fleisch, ohne die Knochen zu berühren; erst nach großen Anstrengungen erreichten wir das Ziel.

Nun öffneten wir den Magen, und zogen stückweise das Pferd heraus, das er am Morgen zu sich genommen hatte.

Der Caiman kaut nicht, er schneidet mit seinen großen Zähnen ein Stück ab, und verschlingt es. Das Pferd war in sieben oder acht Stücke getheilt.

Dann fanden wir ungefähr einhundertfünfzig Kieselsteine von der Größe einer Nuß.

Als der Pfarrer diese Menge Steine sah, konnte er sich der Aeußerung nicht erwehren:

„Es ist doch wohl ein Märchen! Wie kann dieses Thier eine so große Anzahl Christen verschlungen haben!“

Es war acht Uhr Abends, als wir das Jägerrecht beslossen. Ich überließ den Körper unseren Gehilfen, und ließ den Kopf in einen Kahn laden, um ihn nach meiner Wohnung zu transportiren.

Ich wollte diesen ungeheuern Kopf in dem Zustande aufbewahren, wie ich ihn vorgefunden; aber dazu war eine sehr große Menge Arsenik erforderlich, und diese fehlte mir.

Deshalb zerlegte ich ihn, und bewahrte das Skelett davon auf.

Bevor ich die Operation vornahm, wog ich ihn; er hatte ein Gewicht von hundertdreißig Pfunden. Seine Länge betrug fünf Fuß.

Ich fand alle meine Kugeln wieder, sie waren auf den Maulknochen und Kinnladen platt gedrückt.

Der Lanzenstich, der ihm den Tod gegeben, war ein Zufall, eine Art Wunder.

Die Lanze des Indianers war durch den Nacken in die Wirbelbeine gefahren, und hatte das Rückenmark verletzt, den einzigen verwundbaren Theil.

Nachdem dieser ungeheure Kopf präparirt und die Knochen getrocknet und gebleicht waren, schenkte ich ihn meinem Freunde Georg Ruffel, er hat ihn in dem Museum von Boston niedergelegt.

Das andere Ungeheuer, dessen Beschreibung ich ver-

prochen, ist die Boaschlange; man findet sie auf den Philippinen häufig, aber selten sieht man sie von großem Umfange.

Es ist möglich, selbst wahrscheinlich, daß dieses Reptil mehre Jahrhunderte leben muß, um eine monströse Größe zu erlangen. Aber da es für jedes Thier schwierig ist, sehr lange zu leben, ohne daß ein Zufall eintritt, der seiner Existenz ein Ende macht, so trifft man nur in finstern Wäldern und an wilden Orten völlig ausgewachsene Boaschlangen.

Schlangen von gewöhnlicher Größe habe ich oft gesehen; man findet sie eben so in unsern Naturalien-Kabinetten.

Ein solches Thier bewohnte selbst mein Haus, und Nachts einmal fand ich es in meinem eigenen Bette. Es war zwei Metres lang.

Mehrmals, wenn ich mit meinen Indianern durch die Wälder ging, habe ich das durchdringende Geschrei eines Ebers gehört.

Begaben wir uns an den Ort, woher das Geschrei kam, so sahen wir fast immer einen armen Eber, den eine Boa erfaßt und sich um ihn geschlungen hatte; sie zog ihn langsam den Baum hinauf, den sie zum Stützpunkte gewählt hatte, um sich ihrer Beute besser zu versichern.

Hatte sie ihn zu einer gewissen Höhe emporgebracht, so preßte sie ihn gewaltsam gegen den Baum, daß er ersticke und ihm die Knochen zerbrachen.

Dann ließ sie ihn fallen, stieg zur Erde hinab und bereitete ihn zum Verschlingen vor.

Diese letzte Operation war zu lang, um ihr Ende abzuwarten, denn sie bedurfte oft mehre Tage dazu.

Um die Sache zu vereinfachen, schoß ich der Schlange eine Kugel in den Kopf. Meine Indianer nahmen das Fleisch, um es zu räuchern, und dann zu verspeisen; aus dem Felle machten sie Dolchscheiden.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß der Eber nicht vergessen ward; er war eine Beute, die uns wenig Mühe gekostet hatte.

Eines Tages fand ein Indianer ein solches Reptil; es schlief, nachdem es eine große Hirschkuh verzehrt hatte. Das Thier war so groß, daß man es nur auf einem Karren, den ein Büffel zog, nach dem Dorfe hätte bringen können. Der Indianer begnügte sich damit, es in Stücke zu zerschneiden, und eine Last Fleisch davonzutragen.

Als man mir davon sagte, ließ ich sogleich die Reste holen. Man brachte mir ein Stück von ungefähr acht Fuß Länge. Dieses Stück war so groß, daß die Haut desselben, nachdem sie getrocknet war, einen Mann von hoher Statur völlig einhüllen konnte.

Ich machte diesen Mantel meinem Freunde Hamilton Lindsay zum Geschenk.

Noch nie hatte ich eins dieser Ungeheuer, von denen die Indianer soviel und nicht ohne Uebertreibung erzählten, lebendig gesehen.

Eines Nachmittags, als ich mit meinen beiden Schäfern durch die Berge ging, ward unsere Aufmerksamkeit durch das anhaltende Gebell meiner Hunde erregt, die einen

Angriff auf ein Thier auszuführen schienen, das sich vertheidigte.

Wir glaubten Anfangs, sie hätten einen Büffel aufgestört, der ihnen den Kopf entgegenhielte.

Vorsichtig näherten wir uns dem Orte.

Meine Hunde standen kläffend an dem Rande einer tiefen Schlucht, und in dieser Schlucht bemerkten wir eine vortreffliche Boa.

Das Ungeheuer hob den Kopf fünf bis sechs Fuß hoch empor, und lenkte ihn von einem Rande der Schlucht zu dem andern; es drohete mit seiner gespalteten Zunge den Feinden, die es angriffen. Aber meine schnellen Hunde wichen ihm aus.

Mein erster Gedanke war, ihm eine Kugel in den Kopf zu senden; aber bald entstand der Wunsch in mir, mich des Thieres lebendig zu bemächtigen, und es nach Frankreich zu schicken.

Sicher wäre es die größte Boa gewesen, die man dort je gesehen hat.

Um diesen Plan auszuführen, machten wir von indianischem Rohre so starke Schlingen, daß sie einem Büffel Widerstand geleistet haben würden.

Es gelang uns, eine dieser Schlingen um den Hals der Boa zu werfen. Dann banden wir sie fest an einen Baum, so daß ihr Kopf fast sechs Fuß über der Erde blieb.

Nachdem dies geschehen, gingen wir auf die andere Seite der Schlucht, und warfen eine zweite Schlinge aus, die wir wie die erste befestigten.

Als die Boa sich von zwei Seiten gefangen und die Unmöglichkeit fühlte, den Kopf zu bewegen, wickelte sie sich um sich selbst, und dann um mehre junge Bäume, die am Rande des Abgrund's in ihrem Bereiche standen.

Aber unglücklicherweise gab Alles ihren Anstrengungen nach; sie entwurzelte die jungen Bäume, brach die Zweige ab, und machte die großen Steine hinabrollen, die sie vergebens zum Stützpunkte zu erfassen suchte. Aber die Schlingen waren fest und widerstanden ihrer Wuth.

Um ein Thier wie dieses zu transportiren, hätte es mehrerer Büffel und eines ganzen Apparats von Stricken und Schnüren bedurft.

Die Nacht brach an.

Wir hatten vollkommenes Vertrauen zu unsern Schlingen, und nahmen uns vor, am nächsten Morgen mit Allem zurückzukehren, was zur Vollendung unserer Jagd nöthig war.

Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

In der Nacht veränderte die Boa die Richtung, warf ihren Körper nach einem andern Orte, ergriff einen großen Basaltblock zum Stützpunkte, und machte so ungeheure Anstrengungen, daß die Schlingen von dem Orte losrissen, wo sie angebunden waren.

Meine Betrübniß war groß, als ich sah, daß mir die Beute entgangen war. Alle Nachforschungen in der Umgegend waren vergebens. Ich zweifelte, daß sich je eine Gelegenheit wiederfinden würde, ein solches Thier zu sehen.

Selten bewirken diese ungeheuren Reptilen Unglücksfälle.

Nur einmal hörte ich, daß ein Mensch ihnen zum Opfer gefallen sei.

Der Fall war folgender:

Dieser Mensch ward wegen einiger Missethaten verfolgt, und verbarg sich in einer Höhle. Der Vater desselben, der allein seinen Aufenthalt kannte, besuchte ihn von Zeit zu Zeit, um ihm Reis zu bringen.

Bei einem solchen Besuche fand er anstatt seines Sohnes eine ungeheure schlafende Boa; er tödtete sie, und zog den Körper des unglücklichen Sohnes aus dem Magen der Schlange.

Es schien, daß die Schlange ihn in der Nacht überrascht, erstickt und dann zum Futter genommen hatte.

Der Pfarrer des Dorfs, der den Körper zum Begräbniß abgeholt und die Nester der Boa gesehen hatte, schilderte sie mir als eine unglaublich große und fette Schlange.

Unglücklicherweise war sie zu weit von meiner Besizung entfernt, und man setzte mich erst davon in Kenntniß, als es nicht mehr Zeit war, mich von der Wahrheit selbst zu überzeugen. Aber wenn eine Boa eine Hirschkuh verschlingen kann, so darf man sich nicht wundern, wenn man hört, daß sie einen Menschen verschlungen hat.

Mehre andere ähnliche Fälle wurden mir von den Indianern erzählt.

Sie nannten mir Kameraden, die auf ihren Wanderungen durch den Wald von einer Boa ergriffen, gegen einen Baum gequetscht und dann verschlungen worden waren. Aber stets habe ich die indianischen Erzählungen vor-

sichtig aufgenommen, und ich kann nur für die Wahrheit derer einstehen, die ich selbst berichte.

Unter den Schlangen, die man auf den Philippinen findet, ist die Boa am wenigsten zu fürchten.

Es ist eine kleinere Art vorhanden, die den Tod in wenig Stunden verursacht, und diese nennen die Indianer dajonpalay (Reißblatt). Sie ist sehr giftig.

Das einzige Mittel gegen ihren Biß ist das Ausbrennen der Wunde, und zögert man nur einige Minuten damit, so erfolgt nach zwei Stunden der Tod unter den heftigsten Schmerzen.

Alin-morani ist eine andere Gattung, die acht bis zehn Fuß lang wird; ihr Biß ist vielleicht noch gefährlicher, als der der dajonpalay, denn er ist tiefer, und folglich schwieriger auszubrennen.

Ich bin nie von einem dieser Reptilen gebissen worden, obgleich ich Tag und Nacht sorglos durch die Wälder ge-
reist bin.

Zweimal indeß gerieth ich in eine Art Gefahr.

Das erste Mal trat ich auf eine dajonpalay, ich merkte es an der Bewegung und dem Drucke, den ich unter meinen Füßen empfand. Ich trat nun fest zu, und da sah ich, wie sie ihren kleinen Kopf emporhob, um meinen Schenkel zu erreichen. Aber ich zog meinen Dolch, und schnitt den Kopf ab.

Ein anderes Mal sah ich zwei Adler, die sich aus einem Gebüsch erhoben und wie Pfeile stets wieder auf denselben Ort herabstürzten.

Ich wollte die Thiergattung kennen lernen, die sie angriffen.

Kaum hatte ich mich genähert, als eine ungeheure alin-morani auf mich zukam; sie war wüthend über die Bunden, welche die Adler ihr beigebracht hatten.

Ich wollte zurückweichen, aber die Schlange schoß an mir vorüber, daß sie fast mein Gesicht berührte.

Unwillkürlich sprang ich zurück, und wich ihr aus; aber ich hütete mich wohl, ihr den Rücken zu wenden und zu fliehen, denn in diesem Falle würde ich ohne Vertheidigung ergriffen worden sein.

Springend kam die Schlange zu mir zurück; ich wich ihr abermals aus, und suchte vergebens mit meinem Dolche sie zu zerschneiden. Da sah mich ein Indianer, er lief herbei, und befreiete mich mit einem Baumstamme, den er in der Hand trug, von der gefährlichen Feindin.

In der regsten Thätigkeit, aber auch unter den stärksten Erregungen verfloss mein Leben in Jala-Jala. Es entsprach meinem Geschmacke und meinem Charakter, und ich war so vollkommen glücklich, als man es fern von seiner Heimath und seiner Familie sein kann. Meine Anna war mir ein Engel an Güte und Milde. Meine Indianer waren glücklich, denn sie lebten mit ihren Familien in Ueberfluß. Meine Felder waren reich mit Früchten, und meine Weiden mit zahlreichen Heerden bedeckt. Dieses Ziel hatte ich nicht ohne große Mühe und ohne bedeutende Schwierigkeiten erreicht. Wie oft bedurfte es meines ganzen Muthes, meiner ganzen Philosophie, um mich bei unvermeidlichen Unglücksfällen vor Verzweiflung zu wahren.

Wie oft zerstörten Stürme und Ueberschwemmungen schöne Erndten, die zum Schneiden reif waren; wie oft mußte ich sie mühsam gegen Büffel, Affen und Eber vertheidigen, ja selbst gegen ein noch schädlicheres Insect, als die Plagen, von denen ich so eben sprach, gegen die Heuschrecken, eine der egyptischen Landplagen, die ersichtlich in diese Gegend getragen wurden. Fast regelmäßig alle sieben Jahre kamen sie in Wolken von den Inseln des Südens; sie brachten Verheerung, oft Hungersnoth über Lügen.

Man muß ein solches Schauspiel sehen, um sich einen Begriff davon zu machen.

Wenn sie ankommen, bemerkt man am Horizonte eine feuerrothe Wolke; unzählige Heuschrecken bilden diese Wolke.

Sie fliegen schnell, und ihre dicht geschlossenen Reihen haben oft einen Durchmesser von zwei bis drei Meilen. So ziehen sie fünf oder sechs Stunden ununterbrochen über unsern Köpfen hinweg.

Bemerken sie ein grünes Feld, so fallen sie nieder. In wenig Minuten ist der grüne Teppich verschwunden, der Boden ist völlig kahl. Dann fliegen sie weiter, um nach einem andern Orte Verheerung und Mangel zu tragen.

Abends nehmen sie auf den Bäumen des Waldes ihr Lager; sie fallen in so ungeheurer Menge herab, daß die stärksten Zweige unter ihrer Last abbrechen.

An dem Orte, wo sie ruhen, hört man die ganze Nacht ein Knacken und einen solchen Lärm, daß man kaum glauben möchte, ein so kleines Insect könne dieses Geräusch hervorbringen.

Mit dem Anbruche des nächsten Tages ziehen sie wei-

ter; sie lassen die Bäume, auf denen sie geruht, kahl und zerbrochen zurück, als ob der Blitz den Wald nach allen Richtungen verheert habe.

Zu gewissen Zeiten ruhen sie auch auf weiten Ebenen, oder auf fruchtbaren Bergen. Dann verlängern sie, wie die Schmeißfliege, die Extremität ihres Körpers, bohren ein Loch von einigen Zollen Tiefe in die Erde, und legen ihre Eier hinein. Ist die Eierlegezeit vorüber, so verlassen sie den wie ein Sieb durchlöcherten Boden, und verschwinden, denn ihr Leben ist beendet.

Nach ungefähr drei Wochen öffnen sich die Eier, und Myriaden von kleinen Heuschrecken gehen aus der Erde hervor.

An dem Orte, wo diese Thiere entstehen, wird Alles, was ihnen zur Nahrung dienen kann, zerstört.

Sobald sie ein wenig Kraft haben, verlassen sie die Gegend ihrer Geburt, vertilgen alle Vegetation auf ihrem Wege, und ziehen cultivirten Feldern zu, die sie überschwemmen und verwüsten, bis sie Flügel haben; dann beginnen sie ihren Flug nach entferntern Pflanzungen, um dort neue Verwüstungen anzurichten.

Sechstes Kapitel.

Jala = Jala. Ackerbau. Schmerzhche Verluste. Verkauf Jala = Jala's. Adolph Barrot.

Der Ackerbau auf den Philippinen bietet sehr viel Schwierigkeiten; aber er giebt auch Producte, wie man sie in einem anderen Lande nicht findet.

In Jahren, die von Unglücksfällen verschont bleiben, ist die Erde mit Reichthümern bedeckt, sie bringt Früchte im Ueberschwange hervor. In manchen Jahren erntet man zweimal. Es ist nicht selten der Fall, daß die Ernte zur Ausfaat sich wie vierundzwanzig zu eins verhält.

Der ungeheure Futterreichthum macht das Halten großer Heerden leicht; es kostet dem Eigenthümer Nichts weiter, als den Lohn zweier Schäfer.

Ich hatte auf meiner Besizung drei Heerden: eine von dreitausend Stück Schaafen, eine zweite von achthundert Büffeln, und eine dritte von sechshundert Pferden.

Zu einer gewissen Zeit im Jahre, gewöhnlich in der Reisernte, durchliefen die Hirten die Berge und trieben alle Thiere auf eine große Ebene, die sich in der Nähe meines Hauses befand.

Diese Ebene füllte sich nun mit den Heerden und bot, vorzüglich dem Eigenthümer derselben, einen bewunderungswürdigen Anblick. Abends wurden sie in große Gehege neben dem Dorfe geführt.

Am folgenden Morgen wählte man die Ochsen aus, die gut zum Schlachten waren, die Pferde, die sich zum Zähmen eigneten, und die Büffel, die man zum Ackerbaue für tauglich hielt. Dann führte man die Heerden in die Ebene zurück, wo sie bis zum Abend blieben.

Diese Berrichtung dauerte vierzehn Tage lang, dann gab man den Thieren die Freiheit wieder bis zum nächsten Jahre, wo dieselbe Operation stattfand.

Sobald die Heerde in Freiheit war, theilte sie sich in kleine Haufen, und diese Haufen durchstreiften nun die Berge und Weiden, die sie gewöhnlich zu besuchen pflegten. Die Hirten besuchten von Zeit zu Zeit die Orte, wo sie weideten. Dies war ihre ganze Beschäftigung.

Alles gedieh vortrefflich, und mein Bruder unterstützte mich in meinen Arbeiten.

Bei meiner lieben Anna vergaß ich Anstrengungen und Beschwerden.

Bald vermehrte eine neue Hoffnung mein Glück: Anna fühlte sich Mutter. Wir waren bereits zwölf Jahre verheirathet, aber nie hatte ich ein Zeichen der Mutterschaft an ihr bemerkt, und ich war fest überzeugt gewesen, daß

wir nie Kinder bekommen würden. Der schwankende Zustand ihrer Gesundheit erregte lebhafteste Besorgnisse in mir.

Eines Morgens, als ich meine Arbeiten beginnen wollte, sagte sie zu mir:

„Ich fühle mich nicht wohl, gehe heute nicht aus, bleibe bei mir!“

Zwei Stunden später schenkte sie der Welt ein kleines Mädchen.

Aber das unvollendete Kind lebte nur eine Stunde, es blieb mir kaum so viel Zeit, das sterbende Geschöpf taufen zu lassen.

Dies war das zweite menschliche Wesen, das in dem Hause von Jala:Jala starb, aber auch das erste, das dort das Licht der Welt erblickt hatte.

Der Kummer, den uns dies Ereigniß verursachte, ward durch die Gewißheit gemildert, daß meine theure Anna unter den günstigsten Verhältnissen Mutter werden konnte. Ihre Gesundheit kräftigte sich bald wieder und sie erhielt ihre Reize und ihren Frohsinn zurück.

Sie ward so schön, daß Indianerinnen oft weite Reisen machten, nur um sie zu sehen. Dann sagten sie:

„Madame, wir sind schwanger; wenn wir ein kleines Mädchen bekommen sollten, so möchten wir, daß es so schön würde, wie Sie. Erlauben Sie uns daher, Sie kurze Zeit anzuschauen.“

Wenn sie nur eine halbe Stunde bei ihr gewesen waren, so kehrten sie in ihr Dorf zurück, um der Welt ein Wesen zu geben, das mit dem Muster, dessen Beschauung sie sich so naiv überlassen, durchaus keine Ähnlichkeit hatte.

Meine Anna fühlte sich von Neuem Mutter.

Diesmal hatte ihre Schwangerschaft einen ordnungsmäßigen Verlauf, und ihre Gesundheit ward dadurch nicht angegriffen. Nach neun Monaten trug ich einen zwar zarten, aber munteren Knaben auf meinen Armen.

Unser Glück war nun vollständig, denn wir besaßen endlich das, was wir uns so sehnlich gewünscht hatten, und was uns, wie ich glaube, gefehlt hatte.

Meine Indianer bekundeten die lebhafteste Freude.

Die Feste in Jala: Jala dauerten mehrere Tage. Meine Anna war zwar noch bettlägerig, aber sie mußte zunächst die Besuche sämtlicher Frauen und jungen Mädchen des Dorfes, dann die aller indianischen Familienväter empfangen.

Jeder brachte ein kleines Geschenk für den Neugeborenen, und der Gewandteste war beauftragt, einen Glückwunsch zu fertigen und auszusprechen.

Das letzte Wochenbett meiner Frau brachte eine zahlreiche Gesellschaft von Verwandten und Freunden nach Jala: Jala.

Sie blieben bis zur Taufe, die in meinem Saale stattfand.

Anna war so weit hergestellt, daß sie der Ceremonie beiwohnen konnte. Mein Sohn erhielt den Namen seines Onkels, Henri.

O, wie glücklich war ich damals! Es waren ja fast alle meine Wünsche erfüllt.

Nur einen hegte ich noch, nämlich den, meine alte Mutter und meine Schwestern wiederzusehen.

Ich hoffte, daß die Zeit nicht fern sei, wo ich den Plan, in meine Heimath zurückzukehren, verwirklichen könnte.

Auf meiner Besitzung gedieh Alles bewunderungswürdig. Meine Einkünfte vermehrten sich mit jedem Jahre und meine Felder waren mit reichen Ernten an Zuckerrohr bedeckt.

Der Zuckerrohr- und Reis-Cultur hatte ich auch die des Kaffee's beigefügt. Mein Bruder hatte die Leitung einer großen Pflanzung übernommen, die die glänzendsten Resultate versprach. Aber leider, die Zeit des Glück's war für mich vorüber! Wie viel Kummer und Schmerzen hatte ich noch zu ertragen, ehe ich mein Vaterland wieder sah!

Henri, mein armer Bruder, beging einige Unklugheiten, er ward plötzlich von einem Wechselfieber ergriffen, das ihn in einigen Tagen hinwegraffte.

Anna und ich, wir vergossen heiße Thränen, denn wir liebten Henri mit großer Zärtlichkeit.

Seit mehreren Jahren hatten wir zusammen gelebt; er theilte unsere Arbeiten, unsere Leiden und Freuden. Er war der einzige Verwandte, den ich auf den Philippinen hatte.

Zu dem einzigen Zwecke, mich in dem großen Werke, dessen Vollbringung ich mir vorgenommen, zu unterstützen, hatte er Frankreich verlassen, wo er eine ehrenvolle Stellung einnahm.

Seine liebenswürdigen Eigenschaften und sein vortreffliches Herz hatten ihn uns theuer und werth gemacht. Sein Verlust war ein unerseßlicher, und der Gedanke, lei-

nen Bruder mehr zu haben, machte meinen Schmerz noch bitterer.

Prüdent, der jüngere, war in Madagascar gestorben; Robert, der ältere Bruder, in Planche bei Nantes, in dem kleinen Landhause, wo wir unsere Jugend verlebte hatten — und mein armer Henri in Jala-Jala!

An dem Eingange der Kirche ließ ich ihm ein einfaches Grabmal errichten. Jala-Jala war während mehrerer Monate ein Ort der Trauer und des Schmerzes.

Kaum waren wir dahin gelangt, nicht uns zu trösten, sondern den Verlust zu ertragen, als mich ein neuer Schlag des Schicksals traf.

Bei meiner Ankunft auf den Philippinen, während meines Aufenthaltes in Cavite, war ich mit Prosper von Malvilain in ein inniges Freundschaftsverhältniß getreten. Prosper war in Saint-Malo geboren und der zweite Kapitain eines Schiffes aus dem Hafen seiner Geburtsstadt.

Er verblieb einige Monate in Cavite, und während dieser Zeit ward unsere Freundschaft die innigste.

Selten verfloss ein Tag, an dem wir uns nicht sahen, und nie hat zwischen zwei Personen wohl eine herzlichere Freundschaft stattgefunden.

Unsere beiden Schiffe lagen in kurzer Entfernung von einander in dem Hafen vor Anker.

Eines Tages ging ich auf dem Decke spazieren, um ein Boot zu erwarten, das mich nach Malvilain's Schiffe bringen sollte. Der Freund war in diesem Augenblicke mit einem Mastenmanöver beschäftigt, ein Tau riß und der

Maß schlug auf eine Gruppe Matrosen, in der sich auch Malvilain befand.

Von meinem Schiffe aus konnte ich Alles sehen, was sich auf dem meines Freundes ereignete.

Ich glaubte, er sei todt oder verwundet. Meine Angst und meinen Schrecken konnte ich nicht beherrschen. Ich warf mich in das Wasser und erreichte schwimmend das Schiff meines Freundes, den ich so glücklich war unverletzt anzutreffen. Er war mit dem Schrecken davongekommen.

Zitternd und von Wasser triefend schloß ich ihn in meine Arme. Dann widmete ich meine Sorge einigen Matrosen, die nicht so glücklich gewesen waren, als er.

Ein anderes Mal war ich die Ursache, daß Malvilain in Schrecken gesetzt wurde.

Dichte, schwarze Wolken hatten sich über Cavite zusammengesogen, und ein furchtbares tropisches Gewitter entlud sich.

Minutenlange Donnerschläge erschütterten die Luft, der Blitz, wie lange Feuerschlangen, fuhr zischend aus den Wolken herab und unwühlte die kleine Ebene von Cavite bis zu dem Ankerplatze der Schiffe.

Ungeachtet dieses Wetters ging ich zu Malvilain. Schon wollte ich den Fuß auf das Verdeck seines Schiffes setzen, als ein Blitz in das Meer fuhr, aber so dicht neben mir, daß er mir den Athem raubte.

Ich empfand einen so heftigen Schmerz auf dem Rücken, als ob man mir einen Feuerbrand zwischen die Schultern gelegt hätte. Der Schmerz war so stechend, daß ich laut aufschrie, als ich mich wieder erholt hatte.

Malvilain war einige Schritte von mir entfernt, und auch er war von dem electrischen Schläge betäubt, der mich leicht berührt hatte. Als er meinen Schrei hörte, glaubte er, ich sei schwer verletzt. Er stürzte herbei und schloß mich in seine Arme, bis ich ihn über meinen Zustand beruhigt hatte. Der Funke hatte mich gestreift, ohne eine Verletzung bewirkt zu haben.

Diese beiden Anekdoten führe ich an, um unser freundschaftliches Verhältniß näher zu bezeichnen und darzuthun, wie hart ich in meinen theuersten Empfindungen betroffen wurde.

Bis zu dem Tage, an dem ich schreibe, war mein Leben so reich an außerordentlichen Ereignissen, daß ich natürlich glauben mußte, das Schicksal des Menschen sei einer höheren Ordnung unterworfen, der sich Alles fügen muß.

Dieser Gedanke kräftigte mich in dem Ertragen des mir auferlegten Unglück's.

War es nicht auch meine Bestimmung, daß ich Prosper von Malvilain aufrichtig lieben, und daß ich von ihm eben so wiedergeliebt werden mußte?

Ich konnte nicht daran zweifeln.

Einige Tage zuvor, ehe die schreckliche Cholera auf den Philippinen ausbrach, ging das Schiff Malvilain's unter Segel, um nach Frankreich zurückzukehren.

Unser Abschied war schmerzlich, und wir versprachen uns gegenseitig, uns bald wiederzusehen. Das Schicksal hatte es leider anders beschlossen!

Malvilain lehrte in sein Vaterland zurück, ging nach

Nantes und übernahm ein Commando. Hier lernte er meine ältere Schwester kennen und heirathete sie.

Diese Heirath erfuhr ich zur Zeit, als ich noch in Manilla wohnte; sie erfüllte mich mit großer Freude, und wahrlich, wenn ich selbst einen Mann für meine geliebte Schwester Emilie hätte wählen dürfen, diese Verbindung allein hätte den Wünschen entsprechen können, die ich für das Glück Beider bildete.

Nach seiner Heirath setzte Prosper seine Seereisen für die Rhede von Nantes fort. Sein edler Charakter und seine Kenntnisse hatten ihn allgemein beliebt und wünschenswerth gemacht. Er war so gut situirt, daß er sein Leben nicht mehr den Zufälligkeiten der Seereisen preiszugeben brauchte. Auf seiner letzten Reise nach der Insel Maurice ward er von einer Krankheit dahingerafft, und er hinterließ meine untröstliche Schwester mit drei kleinen Mädchen im zartesten Alter.

Diese Nachricht vermehrte den Schmerz, den ich um den Verlust meines armen Bruders empfand. Gab es noch ein Unglück, das damals nicht auf mir lastete?

Nach einigen Jahren des Glück's sah ich nach und nach Alles schwinden, was mir theuer war. Und dennoch war ich noch nicht am Ziele meiner Leiden, es warteten meiner noch härtere Prüfungen.

Mit Freuden sah ich, wie mein Sohn gedieh und an Kräften zunahm. Aber ich war nicht glücklich, und zu der Traurigkeit über die erlittenen Verluste gesellte sich eine tödtliche Unruhe: meine theure Anna hatte sich von ihren Entbindungen nicht völlig erholt, und ihre Gesundheit ward von Tage zu Tage hinfalliger. Sie kannte ihren

Zustand nicht. Ihr Glück, Mutter zu sein, war so groß, daß sie durchaus nicht an sich selbst dachte.

Ich hatte meine Zuckerrohr-Ernte vollendet; sie war sehr ergiebig gewesen. Auch meine Pflanzungen waren vollbracht.

Um meiner Frau einige Zerstreuungen zu verschaffen, schlug ich ihr vor, sie möge einige Zeit bei ihrer Schwester Josephine zubringen, die sie zärtlich liebte. Freudig nahm sie diesen Vorschlag an.

Wir reis'ten ab. Unser kleiner Henri und seine Amme begleiteten uns. Wir richteten uns bei meinem Schwager, Don Julian Calderon ein, der damals ein hübsches Landhaus an dem Ufer des Passig, eine halbe Stunde von Manilla, bewohnte.

Josephine war eine der drei Schwestern meiner Frau, für die sie die lebhafteste Zuneigung empfand. Ich liebte sie wie meine eigene Schwester.

Der Tag unserer Ankunft war ein Festtag.

Alle unsere Freunde aus Manilla erschienen zum Besuche.

Anna war so glücklich, unseren lieben Henri bewundert zu sehen, daß ihr Gesundheitszustand sich sichtlich besserte; aber diese scheinbare Besserung dauerte nur einige Tage, und bald hatte ich den Schmerz, eine Verschlimmerung ihres Uebels eintreten zu sehen.

Ich rief den einzigen Arzt von Manilla zu Hilfe, in den ich Vertrauen setzte, meinen Freund Genu. Nachdem er sie sechs Wochen lang häufig besucht, ohne daß seine Sorgfalt ein genügendes Resultat krönte, rieth er mir,

nach meiner Befizung zurückzukehren, wo schon so viel Kranke, die an ähnlichen Uebeln gelitten, die Gesundheit wiedererlangt hatten. Da Anna selbst die Rückkehr wünschte, so setzte ich den Tag der Abreise fest.

Ein bequemes Fahrzeug, mit guten Ruderern bemannt, erwartete uns am äußersten Ende des Gartens meines Schwagers auf dem Passig. Eine zahlreiche Gesellschaft begleitete uns bis zu dem Ufer des Flusses.

In dem Augenblicke der Trennung sprach sich eine düstere Trauer in allen Gesichtern aus. Ein Jeder schien sich zu sagen:

„Werden wir uns auch wiederssehen?“

Meine Schwägerin Josephine, die in Thränen fast verging, warf sich in Anna's Arme. Ich hatte Mühe, sie zu trennen, denn wir mußten endlich abreisen. Ich zog meine Frau in das Boot, und die beiden Schwestern, die sich stets so innig geliebt hatten, riefen sich die lezten Abschiedsworte zu, wobei sie sich zugleich versprachen, nicht so lange getrennt zu bleiben, sondern sich bald wiederzusehen.

Dieser schwere Abschied und die Leiden meiner Frau machten unsere sonst so fröhliche Reise düster und trübseelig.

Wir kamen an.

Ich begrüßte Jala = Jala nicht mit demselben glücklichen Gefühle, als sonst. Meine arme Frau mußte zu Bette gebracht werden, und ich verließ ihr Zimmer nicht mehr in der Hoffnung, daß meine Sorgfalt ihr einige Erleichterung gewähren könne.

Aber leider machte die Krankheit von Tag zu Tage erschreckliche Fortschritte. Ich war der Verzweiflung nahe.

Ich schrieb an Josephine und schickte ein Boot nach Manilla, um die Schwester abholen zu lassen, nach der sich Anna sehnte.

Das Boot kam ohne Josephine zurück; es brachte mir einen Brief, der mir anzeigte, daß die gute Josephine selbst schwer erkrankt sei und das Bette nicht verlassen könne, daß sie darüber großen Kummer empfinde, daß ich aber Anna versichern möge, sie würde bald kommen, um sich nie mehr von ihr zu trennen.

Seit unserer Rückkehr nach Zala-Zala waren noch nicht fünfzig Tage verflossen, eine Zeit, die mir wie eine Ewigkeit erschien, als mir jede Hoffnung entschwunden war.

Der Tod nahete sich mit starken Schritten, und mit ihm der furchtbare Augenblick, der mich von der schied, die ich so innig liebte.

Sie war bei vollem Verstande geblieben und konnte meine durch den Schmerz entstellten Züge sehen.

Als sie fühlte, daß ihr letztes Stündlein gekommen war, rief sie mich zu sich und sagte:

„Lebe wohl, mein theurer Paul, lebe wohl! In dem Himmel werden wir uns wiedersehen! Erhalte Dich Deinem Sohne. Wenn ich nicht mehr lebe, kehre in Dein Vaterland zurück, damit Du Deine alte Mutter wiedersehst. Verheirathe Dich in Frankreich wieder, wenn Deine Mutter es von Dir fordert, aber nicht auf den Philippinen, denn hier würdest Du keine Lebensgefährtin finden, die so liebt, wie ich Dich geliebt habe!

Dies waren die letzten Worte dieses Engels an Güte und Sanftmuth. Das heiligste, zärtlichste Band war gelöst — meine Anna lebte nicht mehr.

Ich hielt ihren seelenlosen Körper in meinen Armen, hoffte ihn durch meine Zärtlichkeiten zum Leben zurückzurufen, aber das Schicksal hatte bereits unwiderruflich entschieden.

Man mußte mir mit Gewalt die kostbaren Ueberreste entreißen, die ich an mein Herz drückte. Dann zog man mich in das angrenzende Zimmer, wo sich mein Sohn befand.

Indem ich ihn in meine Arme schloß, wollte ich weinen; aber meine Augen hatten keine Thränen mehr, und ich blieb selbst bei den Zärtlichkeiten meines armen Kindes unempfindlich.

Es gibt keine Natur, die stark genug ist, um fünfzig Tagen des Wachens und der Angst Widerstand zu leisten; ich verfiel in eine Schwäche, der ein tiefer Schlaf folgte.

Als ich am andern Morgen erwachte, lag mein Sohn in meinen Armen. Aber, großer Gott, welch' ein erschreckliches Erwachen war dies! Alles Furchtbare meiner Lage drängte sich meiner Einbildung auf. Ach, meine verehrungswürdige Lebensgefährtin war ja nicht mehr, dieser geliebte und tröstende Engel, der Alles verlassen hatte, Verwandte, Freunde und die Freuden einer Hauptstadt, um mit mir allein an diesem wilden Orte zu leben, wo sie tausend Gefahren ausgesetzt war und außer mir keine Seele zu ihrem Schutze hatte! Sie lebte nicht mehr! Das

furchtbare Schicksal hatte sie mir entrissen, hatte mich für immer in Schmerz und Trostlosigkeit versenkt.

Die Beerdigung fand am folgenden Tage statt.

Kein Einwohner von Jala: Jala fehlte dabei.

Ihr Körper ward dicht neben dem Altare der einfachen Kirche beigesetzt, wo sie so oft für mein Glück zum Himmel gebetet hatte.

Trauer und Bestürzung herrschten lange in Jala: Jala.

Alle meine Indianer empfanden den schmerzlichen Verlust. Anna war während ihres Lebens vergöttert gewesen, nach ihrem Tode ward sie aufrichtig beweint.

Mehrere Tage lang verblieb ich in einer völligen Sinnfälligkeit; ich konnte mich nur mit der Sorge um meinen Sohn befassen, denn hierin fand ich den einzigen Trost, der mir blieb.

Drei Wochen waren bereits verflossen und noch hatte ich das Zimmer nicht verlassen, in dem meine arme Frau gestorben war; da empfing ich einen Brief von Josephine.

Sie benachrichtigte mich, daß ihre Krankheit schlimmer geworden sei und schloß mit den Worten:

„Komm, mein lieber Paul, komm zu mir, wir werden zusammen weinen; ich fühle, daß Deine Gegenwart mich trösten wird.“

Ich zögerte nicht lange, um der Bitte meiner Josephine nachzukommen, denn ich hatte sie ja stets geliebt wie meine eigene Schwester. Meine Gegenwart konnte sie trösten, und auch ich fühlte, daß es mir ein großer Trost sein

würde, eine Person zu sehen, die meine Anna so innig geliebt hatte.

Die Hoffnung, ihr nützlich zu sein, belebte meinen Muth wieder ein wenig. Ich übergab meine Besorgung Prosper Bidie, einem bewährten Freunde, der mich während der letzten Tage meiner Frau nicht verlassen hatte, dann reiste ich mit meinem Sohne ab.

Nach den ersten schmerzlichen Ergießungen, die das Wiedersehen in Josephinen und mir erregte, und nachdem wir unseren Tribut an Thränen gebracht, prüfte ich ihren Zustand.

Es bedurfte einer großen Anstrengung, um ihr meine Unruhe zu verbergen, denn ich erkannte eine der schwersten Krankheiten, die mich fürchten ließ, daß ich bald ein neues Unglück zu beklagen haben würde. Leider hatte ich richtig vorausgesehen: acht Tage später verschied die arme Josephine unter furchtbaren Schmerzen in meinen Armen.

Was für Unglücksfälle stürmten in so kurzer Zeit auf mich ein! Es bedurfte wahrlich einer Ergebung und Kraft, wie ich sie hatte, um nicht zu erliegen.

Nachdem ich meiner Schwägerin die letzten Pflichten erfüllt, kehrte ich nach Sala-Sala zurück.

Die Welt schien mir völlig verändert zu sein. Ich mußte meine Berge und Wälder besuchen, um wieder ein wenig Ruhe zu gewinnen.

Es verflossen mehrere Monate, ohne daß ich an meine Geschäfte denken konnte; aber die letzte Bitte meiner armen Frau, in mein Vaterland zurückzukehren, verpflichtete mich, mich damit zu befassen.

Ich trat meine Besizung meinem Freunde Bidie ab, da ich ihn für den Fähigsten hielt, das angefangene Werk zu verfolgen und meine armen Indianer gut zu behandeln.

Er forderte, daß ich noch einige Zeit bei ihm bleibe, um ihn mit meiner kleinen Regierung vertraut zu machen. Ich willigte um so lieber ein, da einige Monate meinen Sohn stärker und fähiger machten, die Reise zu ertragen.

Demnach blieb ich in Jala-Jala. Aber das Leben war mir so peinlich geworden, daß mich Nichts zerstreuen, Nichts mich meinen traurigen Gedanken entreißen konnte.

Die schönen Gegenden um Jala-Jala, die ich stets mit so großem Vergnügen betrachtet hatte, waren mir gleichgültig geworden. Ich suchte die düstersten, einsamsten Orte auf, und besuchte vorzüglich oft das Ufer eines Flusses, der zwischen hohen Bergen floß und von großen Bäumen beschattet ward.

Diese Gegend war vielleicht mir nur allein bekannt, und wahrscheinlich hat vor mir nie ein menschliches Wesen dort gefessen. Dort überließ ich mich ganz meinen schmerzlichen Erinnerungen: meine Frau, meine Brüder und meine Schwägerin beschäftigten ausschließlich meine Einbildungskraft.

Entriß mich endlich der Gedanke an meinen Sohn den düsteren Träumereien, so lehrte ich langsam nach meiner Besizung zurück, wo die Zärtlichkeiten des armen Kindes meinen Schmerz verscheuchen zu wollen schienen; aber sie trugen nur dazu bei, mich an die Zeit zu erinnern, wo Anna mir stets entgegenkam, mich in ihre Arme schloß und mich alle Müdigkeit und Langeweile, die ich fern von

ihr empfunden, vergessen machte. Diese Zeit war leider für immer dahin, und indem ich meine Lebensgefährtin verloren, hatte ich das ganze Glück meines Lebens verloren.

Mein Freund Bidie that zu meiner Zerstreuung Alles, was in seinen Kräften stand. Er sprach oft von Frankreich, von meiner Mutter und von dem Troste, den sie finden würde, wenn ich ihr meinen Sohn brächte.

Die Liebe zum Vaterlande und der Gedanke, dort liebevolle Seelen zu finden, deren ich so sehr bedurfte, waren wohlthätiger Balsam, der die Schmerzen ein wenig linderte, die stets noch im Grunde des Herzens zuckten.

Meine Indianer waren tief betrübt, als sie erfuhren, daß ich entschlossen sei, sie zu verlassen.

So oft sie mir begegneten, legten sie ihren Kummer an den Tag.

„Herr,“ sagten sie, „was soll aus uns werden, wenn wir Sie nicht mehr sehen?“

Ich beruhigte sie so viel als möglich und sagte ihnen, daß Bidie an ihrem Glücke arbeiten und daß ich mit meinem Sohne, wenn er groß geworden, wiederkehren würde, um sie nicht mehr zu verlassen.

Sie antworteten mir:

„Gott erhöere Sie, Herr! Aber wie lange wird es dauern, ehe wir Sie wiedersehen! Nun, Sie werden uns ja nicht vergessen!“

In der Zeit, wo mein Kummer und meine Traurigkeit sich ein wenig milderten, fand ich Gelegenheit, mit einem Landsmanne in ein inniges Freundschaftsverhältniß zu

treten; er ward mir ein wahrhaft guter Freund, für den ich stets jene innige Zuneigung bewahrt, die fern vom Vaterlande geboren wird. Ich spreche nämlich von Adolph Barrot, der als General-Consul nach Manilla geschickt war.

Er kam mit einigen Freunden nach Jala-Jala, um dort einige Tage zu verbringen. Da ich nicht wollte, daß er unter meiner Geistesverfassung leiden sollte, so suchte ich ihm den Aufenthalt in Jala-Jala so angenehm als möglich zu machen.

Ich veranstaltete mehrere Jagdpartien und Ausflüge in die Berge und über den See; für ihn nahm ich das Leben wieder an, das ich zu führen gewohnt war, ehe das Unglück über mich hereinbrach.

Siebentes Kapitel.

Reise zu den Negritos oder Njetas. Der Bambos. Der Cocosbaum. Der Pisang.

Die Tage, die ich mit Adolph Barrot verlebte, erinnerten mich an meine alten Übungen und erweckten meine vorherrschende Leidenschaft zu Ausflügen wieder.

Mein Freund Bidie, der stets bedacht war, mich zu zerstreuen, forderte mich auf, die Völkerschaften zu besuchen, die kennen zu lernen ich stets den Wunsch gehegt hatte.

Alle meine Angelegenheiten waren fast geordnet, mein Sohn befand sich unter der Obhut einer Amme und einer Gouvernante, in die ich volles Vertrauen setzte, und Amme und Gouvernante überwachte Freund Bidie. Diese Sicherheit und das beharrliche Bitten meines Freundes bestimmten mich endlich zu dem Entschlusse, die Njetas oder Negritos zu besuchen, wilde Völker, die sich noch im rohen Naturstande befanden; sie waren die eigentlichen Stammvölker der Philippinen und lange Zeit Herren von Luzon.

Zur Zeit der Eroberung durch die Spanier, also in einer noch nicht fernen Zeit, übten die Ujetas die Rechte der Herren über die tagalesische Bevölkerung, die an den Küsten des See's von Bay wohnten.

An einem bestimmten Tage kamen sie aus ihren Wäldern, gingen in die Dörfer und zwangen die Einwohner zu einer Abgabe an Reis und Mais. Weigerten sich die Tagaler, diese Abgabe zu leisten, so ersetzten sie dieselbe dadurch, daß sie einige Köpfe abschnitten und diese Köpfe zu ihren barbarischen Festen mit sich fortschleppten.

Nach der Eroberung der Philippinen übernahmen die Spanier den Schutz der Tagaler. Die Ujetas, erschreckt durch die Feuerwaffen, blieben in ihren Wäldern und erschienen ferner nicht mehr bei den indianischen Völkerschaften.

In mehreren Theilen des Malaienlandes findet man dieselbe Menschenrace, und die Neuseeländer gleichen ihnen an Form und Farbe.

Diese Wilden also wollte ich auf einige Tage besuchen.

Meine Vorbereitungen waren schnell getroffen.

Zwei meiner besten Indianer wählte ich zu meiner Begleitung aus. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß mein Lieutenant dabei war; er hat mich auf allen meinen gefährvollen Expeditionen begleitet.

Ein Jeder von uns nahm einen Querbeutel, der für drei oder vier Tage Reis, ein wenig geräuchertes Hirschfleisch, Pulvervorrath, Kugeln und Schroot, einige farbige Schnupfstücker und eine hübsche Quantität Cigarren enthielt,

die theils zu unserer Provision, theils zu unserm Willkommen bei den Njetas dienen sollten.

Außerdem besaß ein Jeder ein gutes doppelläufiges Gewehr und einen Dolch.

Unsere Kleidung war, wie wir sie bei allen unseren Ausflügen zu tragen pflegten: der Ueberwurf, ein Hemd von Pflanzenseide und Pantalons, die bis an das Knie aufgeschlagen waren. Die Füße und Beine blieben nackt.

Dies waren alle Vorbereitungen, die wir zu einer Reise von mehreren Wochen trafen. Schon am zweiten Tage hatten wir kein anderes Nstl, als die Bäume des Waldes, keine andere Nahrung, als die Ergebnisse der Jagd und Palmen.

Ich hatte das Vade-mesum nicht vergessen, das ich stets bei mir trug, wenn ich mich auf einige Tage entfernte: ich meine Papier und Bleistift. Einige Notizen kamen meinem Gedächtnisse zu Hilfe, das später die Reisebemerkungen in einem Journale niederlegte.

Eines Morgens reisten wir also von Jala:Jala ab.

Wir gingen durch die ganze Halbinsel, die meine Besitzung bildete, und an der anderen Küste bestiegen wir ein kleines Boot, das uns in nordwestlicher Richtung über den See brachte.

Die Nacht brachten wir in dem großen Dorfe Siniloan zu, und am folgenden Morgen traten wir bei guter Zeit unseren Marsch wieder an.

Die erste Tagereise war eine beschwerliche, denn wir standen am Anfange der Regenzeit; starke Gewitter hatten die Flüsse angeschwollt.

Wir verfolgten die Ufer eines Stroms, der aus den Bergen herabkam; mehr als fünfzehnmal des Tages mußten wir ihn durchschwimmen.

Gegen Abend erreichten wir den Fuß des Gebirges, wo die Wälder gigantischer Bäume beginnen, die fast die ganze Mitte von Lügen einnehmen.

Hier machten wir die erste Rast; wir zündeten ein Feuer an und bereiteten unser Bett und unser Abendessen.

Ich glaube schon oft genug gesagt zu haben, was wir unter „dem Bette“ verstanden. Die Gewohnheit und die Ermüdung machten uns dieses Bett köstlich, wenn kein unglücklicher Zufall unseren Schlaf störte.

Aber ich habe noch Nichts von der Zusammensetzung unseres einfachen Mahles und von der Art der Zubereitung desselben gesagt.

Unser Reis und unsere Palmenäpfel mußten gekocht werden, eine Verrichtung, die schwierig erschien, da wir kein Kochgeschirr bei uns trugen; selbst Stein und Schwamm fehlten uns oft. Der Bambos ersetzt Alles.

Der Bambos ist eine der drei tropischen Pflanzen, welche die wohlthätige und vorsorgende Natur den Menschen geschenkt zu haben scheint, um einer Menge von Bedürfnissen zu genügen.

Ich kann nicht umhin, diesen tropischen Producten einige Zeilen zu widmen, dem Bambos nämlich, dem Cocosbaume und dem Pisang.

Der Bambos, zur Familie der grasartigen Pflanzen gehörig, wächst in dichten Gebüsch am Ufer der Flüsse,

in Wäldern und überall, wo sich ein feuchter Boden findet.

Auf den Philippinen zählt man fünfundzwanzig bis dreißig Arten, und alle sind durch Form und Größe von einander verschieden.

Man findet Bambos, welche die Stärke eines gewöhnlichen Menschen und im Innern einen ganz leeren Raum haben. Diese Art dient besonders zur Erbauung der Hütten, auch fertigt man Gefäße daraus, um das Wasser darin zu transportiren und aufzubewahren.

Aus den Fasern desselben macht man Körbe, Hüte und alle Arten Korbmacherarbeiten; endlich auch Stricke und Tawe von großer Festigkeit.

Eine andere Bambosart, nicht so umfangreich, aber ebenfalls hohl und mit einem Firniß überzogen, der ihn fast so hart wie Stahl macht, dient auch zur Erbauung indianischer Hütten.

Spitzt man ihn zu, so giebt er eine scharfe, schneidende Spitze; die Indianer bedienen sich seiner zu Lanzen, Pfeilen und Lanzenen zum Ueberlassen der Pferde, Geschwüre zu öffnen, das Fleisch zu untersuchen, oder fremde Körper, die hineingedrungen, herauszuziehen.

Eine dritte, viel festere Art, ist von der Stärke eines Armes, aber nicht hohl; sie dient vorzüglich zur Erbauung der Theile der Hütten, die eine größere Haltbarkeit erfordern, wie z. B. die Dächer.

Eine vierte, kleinere und nicht hohle Art dient zu Barrieren und Umzäunungen der bebaueten Felder.

Die anderen Arten werden zwar weniger verwendet, aber alle haben nichtsdestoweniger ihren Nutzen.

Um diese Pflanze zu conserviren und sie jährlich ergiebiger zu machen, schneidet man die Schößlinge zehn Fuß vom Boden hoch ab. Alle diese Schößlinge gleichen einer Sammlung von Orgelpfeifen und sind mit Zweigen und Dornen umgeben.

Bei dem Beginne der Regenzeit schießt aus jedem dieser Gebüsche, wie großer Spargel, eine Menge Bambos auf, der sich wie durch ein Wunder erhebt.

In einem Monate wachsen diese Bambos fünfzig bis sechzig Fuß hoch, und wenige Zeit genügt, um ihnen die Festigkeit zu geben, deren sie bedürfen, daß sie zu den verschiedenen Arbeiten verwendet werden können.

Der Cocosbaum, zur Familie der Palmen gehörig, wächst sieben Jahre, ehe er Früchte giebt; aber nach dieser Zeit liefert er länger als ein Jahrhundert stets dieselbe Ernte, das heißt, monatlich zwanzig große Nüsse. Diese Ernte bleibt nie aus, und auf einem und demselben Stamme sieht man unaufhörlich Blüten und Früchte von allen Größen.

Die Cocosnuß ist bekanntlich eine vortreffliche Nahrung; auch zieht man eine große Menge Del daraus.

Aus der harten Schale macht man Gefäße; aus den Fasern fertigt man Stricke, Schiffstau und selbst grobe Kleidungsstücke.

Mit den Blättern bedeckt man die Hütten, auch macht man Besen und Körbe daraus.

Aus dieser Nuß gewinnt man ferner den sogenannten

Cocoswein. Dieser Wein ist eine sehr berauschende Flüssigkeit, die Indianer trinken ihn gewöhnlich bei ihren Festen.

Zur Gewinnung des Cocosweins nimmt man große Cocosbäume; sie geben keine Früchte, man nimmt ihnen nur den Saft.

Alle diese Bäume sind in ihren Gipfeln durch lange Bambosstäbe verbunden, deren sich die Indianer zu Fuß wegen bedienen. Jeden Morgen sieht man sie mit großen Gefäßen, um die Ernte einzusammeln.

Es ist dies ein höchst schwieriges und gefährliches Geschäft, eine wahre Promenade durch die Lüfte, denn der Spaziergänger befindet sich oft sechzig bis achtzig Fuß über der Erde.

Sobald die Knospe zur Blume wird, entzieht man ihr die Flüssigkeit, die zur Bereitung des Weins bestimmt ist. Ehe sich diese Knospe erschließt, bindet sie der Indianer einige Zoll von dem Ende fest zusammen und schneidet außerhalb dieser Binde das ganze Ende ab.

Aus den Poren dieses Schnittes läuft nun unaufhörlich der gezuckerte Saft; er schmeckt süß und angenehm, so lange er nicht gährt.

Ist er über den Gährungszustand hinaus, so bringt man ihn in den Destillirkolben, um ihn durch die Destillation in die alkoholische Flüssigkeit umzuwandeln, die unter dem Namen Cocoswein bekannt ist.

Zuletzt verbrennt man die feste Rinde der Nuß, und man erhält eine schöne, schwarze Farbe, deren sich die Indianer zum Färben der Strohüte bedienen.

Der Pisang ist eine krautartige Pflanze ohne holzige Theile; der Stamm ist aus Blättern gebildet, die eines über dem andern sitzen.

Dieser Stamm wird gewöhnlich zwölf bis fünfzehn Fuß hoch; seine langen und breiten Blätter erreichen einen Umfang von fünf bis sechs Fuß.

Aus der Mitte dieser Blätter geht die Blume hervor, dann folgt das, was man ein régime nennt.

Durch dieses Wort bezeichnet man hundert große Bananen, die an einem und demselben Stengel sitzen; sie bilden eine lange Traube, die sich dem Boden zu neigt.

Bevor die Früchte ihre volle Reife erlangt haben, schneidet man das régime ab, und nun bedient man sich der Pisangs oder Bananen als Nahrungsmittel, je nachdem sie reifen.

Der Theil der Pflanze, der sich in der Erde befindet, ist eine Art dicken Stammes, aus dem nach und nach wohl dreißig Sproßlinge emporschießen. Ein jeder Sproßling darf nur ein einziges régime, das heißt eine einzige Traube liefern; später wird es nach dem Boden zu abgeschnitten. Da die Sproßlinge, die von dem Stamme ausgehen, verschiedenen Alters sind, so sind zu allen Zeiten der Fruchtentwicklung davon vorhanden, und man kann jeden Monat, auch wohl alle vierzehn Tage, zu jeder Jahreszeit, eine oder zwei Trauben von derselben Pflanze abnehmen.

Auch giebt es eine Art Pisangs, deren Früchte zum Essen nicht gut sind; man gewinnt eine Art Bast daraus, den abaca, der zur Verfertigung von Kleidern und mancherlei Seilerarbeiten dient.

Das Gefafer befindet sich in dem Stamme dieser Pflanze, der, wie ich bereits gesagt, aus übereinandersitzenden Blättern gebildet ist.

Man zerschneidet es in lange Riemen und läßt es einige Stunden an der Sonne trocknen; dann zieht man diese Riemen über eine nicht scharfe Eisenklinge. Das Pflanzenwerk wird durch die Eisenklinge zurückgehalten, und die Fäden trennen sich ab, die man nun noch einige Zeit der Sonne aussetzt, um sie brauchbar dem Handel zu übergeben.

Ich habe mich unversehens zu weit von meiner Reise entfernt; aber ich wollte die drei tropischen Pflanzen beschreiben, welche alle Bedürfnisse des Menschen befriedigen können.

Diese Pflanzen sind zwar bekannt, aber man kennt vielleicht alle Dienste nicht, die sie den Bewohnern der Tropenländer leisten, und meine Leser mögen nun ermessen, wie die Naturmenschen jener Zone im Vergleiche zu denen unserer kältern Gegenden von der Natur begünstigt sind.

Wir waren also am Fuße des Gebirges mit unsern Vorbereitungen zur Nacht beschäftigt.

Wir theilten stets unsere Arbeit: der eine bereitete das Lager, der zweite besorgte das Feuer, und der dritte die Küche.

Der Feueranmacher raffte eine Menge trockenes Holz und Reisig zusammen, und legte unter den Haufen einen Klumpen Gummiharz, das auf den Philippinen sehr gewöhnlich ist und am Fuße großer Bäume gefunden wird, denen es von selbst entrinnt.

Dann nimmt er ein Stück Bambos von der Länge

einer halben Elle, spaltet es, und zerschneidet es mit dem Dolche zu Spähnen, die er auf das Gummi legt. Nun reibt er zwei Stücken Bambos, bis sie in Brand gerathen, der Brand theilt sich den Spähnen und dem Gummi mit, und in kaum einer Minute flackert ein Feuer empor, an dem man einen Ochsen braten kann.

Der Koch hauet zwei oder drei dicke Bambosstämme ab, und legt in jeden das hinein, was er kochen will, gewöhnlich Reis und Palmenäpfel. Dann fügt er das nöthige Wasser hinzu, schließt die Oeffnung mit Blättern und setzt den Stamm in die Mitte des Feuers.

Dieser Bambos verkoht zwar von Außen, aber die Feuchtigkeit des Wassers schützt das Innere, und die Speisen kochen darin, als ob sie sich in Gefäßen von Thon befänden.

Die großen Palmenblätter dienten uns zu Tellern.

Wie man sieht, war unser Mahl ein sehr frugales, selbst an den Tagen, wo wir noch Reis und geräuchertes Fleisch besaßen; denn als dieser Vorrath erschöpft war, mußten wir uns mit Palmenäpfeln begnügen.

Aber da die Jagd uns einen Hirsch oder einen Büffel lieferte, der unter unsern Schüssen fiel, so war unsere Nahrung einige Tage lang die wahrer Epicuräer.

Wir tranken Wasser, wenn uns eine Quelle oder ein Bach dazu einlud; aber fehlten uns diese Mittel, so schnitzten wir lange Stücke Lianen ab, aus denen ein klares, durchsichtiges Wasser quoll, das dem Quellwasser vorzuziehen war.

Ich reisste nicht wie ein Nabob, denn es war unmög-

lich, mehr Gepäck mitzunehmen, da wir oft dichte Urwälder durchdringen oder über Flüsse schwimmen mußten. Sonne und Wind waren unsere Führer.

Mir blieb also die Wahl: entweder zu reisen, wie ich reiste, oder zu Hause zu bleiben.

Die erste Nacht verfloß ruhig. Der Schlaf stärkte uns zur Fortsetzung der Reise.

Schon früh am nächsten Morgen waren wir auf den Beinen, und nach einem frugalen Frühstück traten wir unsern Marsch an.

Länger als zwei Stunden stiegen wir einen mit dichtem Walde bedeckten Berg hinan. Der steile Weg war rauh und ermüdend. Erschöpft erreichten wir endlich den Gipfel; wir betraten ein großes Plateau, das zu überschreiten wir mehrerer Tage bedurften.

Auf diesem Plateau habe ich den majestätischsten und schönsten Urwald der Erde gesehen. Er bestand aus gigantischen Bäumen, die sich kerzengerade, wie Binsen, zu einer ungeheuern Höhe erhoben.

Nur an ihren Gipfel wuchsen Zweige, die sich ineinander schlangen und ein Gewölbe bildeten, das den Sonnenstrahlen undurchdringlich war.

Unter diesem Dache und zwischen diesen herrlichen Bäumen ließ die fruchtbare Natur eine Menge wunderbarer Schlingpflanzen wachsen.

Das indianische Rohr z. B. und die Liane erheben sich bis zu den höchsten Gipfeln, senken sich wieder zur Erde herab und fassen Wurzel, um sich abermals in neuen Ranken zu erheben. Dann senken sie sich wiederum hernieder

und vereinigen sich in Zwischenräumen zu Säulen, die mitunter die schönsten Decorationen bilden.

Auch sieht man hier verschiedene Arten Pandanus, dessen Blätter garbenförmig vom Boden ausgehen, um sich zu einem prachtvollen Büschel zu vereinigen. Ebenso sieht man Farnkraut, das wahren Bäumen gleicht; wir erstiegen oft eins dieser Kräuter, um den Wipfel abzuschneiden, der einen höchst angenehmen Saft hatte und Nahrung, wie die Palme, bot.

Aber ungeachtet dieser außerordentlichen Vegetation ist die Natur traurig und still. Kein Geräusch läßt sich hören, wenn nicht mitunter der Wind in den Wipfeln rauscht, oder das Murmeln eines Wasserfalls aus der Ferne herüberdringt.

Der feuchte Boden wird nie von der Sonne beschienen; kleine Seen und Bäche, die nicht fließen, außer wenn sie Gewitter anschwellen, bieten dem Blicke ein schwarzes, stehendes Wasser, auf dem sich nie ein schöner blauer Himmel abspiegelt.

Die einzigen Bewohner dieser traurigen, aber großartigen Gegenden sind die Hirsche, die Büffel und die Eber; am Tage verbergen sie sich in ihren Höhlen, und nur Nachts gehen sie auf Nahrung aus.

Selten bemerkt man einen Vogel; auch die auf den Philippinen so häufigen Affen fliehen die Einsamkeit dieser ungeheuern Wälder.

Eine einzige Insectenart, die Verzweiflung der Reisenden, befindet sich hier im Ueberfluß, es sind dies kleine

Blutegel, die auf allen mit Wald bedeckten hohen Bergen der Philippinen wohnen.

Sie kauern in dem Kraute, auf den Blättern der Bäume, und fallen wie Heuschrecken auf die Beute, der sie sich bemächtigen wollen.

Die Reisenden sind stets mit kleinen Messern von Bambos versehen, um sich ihrer zu entledigen; dann reiben sie die kleinen Wunden mit gekautem Tabak.

Aber bald erscheint ein anderer Blutegel, angezogen durch das rinnende Blut, um die Stelle dessen zu ersetzen, von dem man sich befreit hat, und es ist eine unausgesetzte Aufmerksamkeit erforderlich, um nicht das Opfer dieser kleinen Bampyre zu werden, die gefräßiger und größer sind, als unsere gewöhnlichen Blutegel.

Während ich diese seltsame Natur beobachtete, suchten meine Indianer einen Hirsch, einen Büffel oder einen Eber auf, um ihn zu erlegen und so den Mundvorrath zu ersetzen, der auf die Neige ging.

Unsere ganze Kost beschränkte sich nur noch auf Palmenäpfel.

Die Palme hat nun zwar einen angenehmen Geschmack, aber sie ist so wenig nahrhaft, daß sie dem erschöpften Reisenden keine Kraft giebt, der nach einem langen und beschwerlichen Marsche ein Lager auf dem feuchten Boden, und als Dach den freien Himmel findet.

Aus diesem Grunde schlugen wir so viel als möglich die Richtung nach der Seite ein, die von dem stillen Oceane bespült wird.

Wir wußten, daß hier das Land beginnt, das die

Njetas bewohnen. Auch wollten wir ein großes tagalesisches Dorf, Binangonam-de-Lapon, berühren, das verloren am Fuße der westlichen Berge inmitten der Wilden liegt.

Mehre Nächte hatten wir bereits in den Wäldern zugebracht, ohne eben große Unbequemlichkeiten zu empfinden.

Die Feuer, die wir jeden Abend anzündeten, erwärmten uns und gaben Schutz gegen die Myriaden von Blutegeln, die uns sonst ausgesogen haben würden.

Nach unserer Ansicht genügte noch eine Tagereise, um das Ufer des Meeres zu erreichen, wo wir ein wenig zu ruhen hofften; da kündigte uns plötzlich ein ferner Donner das Nahen eines Gewitters an.

Wir setzten indessen unsern Weg fort; aber gleich darauf näherte sich das Getöse auf eine Weise, die uns befürchten ließ, das Wetter werde über unsern Häuptern losbrechen.

Wir mußten anhalten, vor der Nacht unser Feuer anzünden, unsere Abendmahlzeit bereiten und Blätter auf herabgebogene Palmenzweige legen um uns wenigstens vor dem starken Regen zu schützen.

Kaum hatten wir diese verschiedenen Vorbereitungen vollendet, als das Gewitter über uns zu toben begann.

Hätten unsere Feuerbrände nicht einen bleichen Schein verbreitet, wir würden eine tiefe Finsterniß gehabt haben. Und noch war die Nacht nicht angebrochen!

Wir kauerten nun alle drei, jeder einen Palmenzweig in der Hand, unter dem Schuttdache, das wir improvisirt hatten, und erwarteten den Ausbruch des Gewitters.

Die Donnerschläge verdoppelten sich, der Regen peitschte

so gewaltig die Bäume, als ob ein Wasserfall herniederstürzte.

Unsere Feuer waren bald erloschen; wir befanden uns in einer dichten Finsterniß, die von Zeit zu Zeit durch Blitze unterbrochen ward. Dann trat eine blendende Helle ein, um sogleich wieder der schwarzen Nacht zu weichen.

Ein fürchterliches Toben hatte sich rings um uns her erhoben. Der Donner grollte ohne Unterbrechung, denn das Echo der Berge gab ihn zuweilen dumpf, zuweilen hell krachend zurück.

Ein starker Sturm schüttelte die Baumwipfel, riß ungeheure Zweige ab und schleuderte sie krachend auf den Boden; er entwurzelte ganze Baumstämme, die in ihrem Sturze die Zweige von den benachbarten Bäumen abrissen.

Der Regen fiel ununterbrochen in Strömen herab.

Ein Strom, der sich am Fuße des Berges gebildet, auf dem wir Zuflucht gesucht, ließ sich in den Pausen vernehmen, wenn der Donner schwieg. Wir hörten das Klauschen der Wasser, die sich von dem Berge herabstürzten.

Mit diesem Toben vereinigte sich ein trauriges Geheul, ähnlich dem Heulen eines großen Hundes, der seinen Herrn verloren hat. Dies waren die Klagen der erschreckten Hirsche, die hier und dort eine Zufluchtsstätte suchten.

Die ganze Natur schien in Zuckungen zu liegen und den Elementen den Krieg zu erklären.

Das schwache Dach, unter dem wir saßen, war bald dahin — wir triefen von Wasser.

Wir verließen diesen traurigen Zufluchtsort, und zogen es vor, unsere fast erstarrten Glieder ein wenig zu bewegen.

Unser ganzer Körper war von jenen furchtbaren kleinen Blutegehn bedeckt, deren Bisse uns nach und nach die so nöthigen Kräfte raubten.

Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblicke eine Neugierde zum Teufel wünschte, für die ich so hart bestraft wurde.

Diese Nacht war ein Seitenstück zu der, die ich in dem Bambosrohre verbracht, als ich auf dem See Schiffbruch gelitten hatte.

Allem Anscheine nach wurden wir nicht von einer so großen Gefahr bedroht, denn wir konnten nicht von den Wellen verschlungen werden; aber einer der großen Bäume, unter den wir uns zu flüchten nun gezwungen waren, konnte entwurzelt werden und auf uns stürzen — schon ein durch den Wind abgerissener Zweig genügte, um uns zu erschlagen, und der Blitz, schrecklicher durch sein Geräusch als durch seine Wirkung, konnte uns treffen.

Die Kälte, die wir empfanden, war uns vorzüglich schrecklich; sie hatte uns die Glieder gelähmt, daß wir sie kaum bewegen konnten.

Mit Ungeduld erwarteten wir das Ende des Unwetters. Aber erst nach langen Stunden tödtlicher Angst entfernte sich der Donner nach und nach. Dann legte sich der Wind, und endlich hörte auch der Regen auf. Eine Zeit lang hörten wir nur noch schwere Tropfen zwischen die Bäume fallen, und zuletzt nichts mehr, als das dumpfe Rauschen der Wasserfälle.

Als die Ruhe wieder eingetreten, war der Himmel ohne Zweifel mit Sternen besät; aber wir waren dieses

hoffnunggebenden Anblick's beraubt, da der ganze Wald ein für das Auge undurchdringliches Blätterdach bildete.

Der Schlaf ist dem Menschen so nöthig, daß wir, trotz der Kälte und trotz unserer von dem schrecklichen Regen durchnästen Kleider den Rest der Nacht ziemlich ruhig schlafen konnten.

Am folgenden Morgen war dieser Wald, in dem einige Stunden zuvor die furchtbarste Aufregung herrschte, ruhig und still.

Wir waren schrecklich anzuschauen, als wir unsere Höhle verließen.

Der ganze Körper war mit Blutegeln bedeckt, und die Blutspuren im Gesichte gaben uns ein scheußliches Aussehen.

Indem ich meine beiden armen Indianer ansah, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren. Auch sie sahen mich an — die Achtung allein hielt ihre Heiterkeit in Schranken, denn auch ich mußte schrecklich gemißhandelt sein und meine weiße Haut sollte noch lange die Kennzeichen bewahren, daß mich diese verwünschten Thiere bearbeitet hatten.

Wir waren so aufgerieben, daß wir vor Mattigkeit keine Bewegung ausführen konnten.

Aber hier galt es zu handeln, und zwar rasch.

Wir mußten rasch Feuer anzünden, um uns zu erwärmen, einige Palmenzweige kochen, einen Fluß, der geräuschvoll vor uns vorüberbrausete, durchschwimmen, und an demselben Tage noch das Ufer des stillen Oceans erreichen.

Zögerten wir, unsere Wanderung fortzusetzen, so konnte es vielleicht nicht mehr möglich sein, den Fluß zu

überschreiten; wir hatten bereits mehre hinter uns, und konnten dann weder rückwärts noch vorwärts, es wäre vielleicht die Nothwendigkeit eingetreten, daß wir mehre Tage das Verlaufen des Wassers abwarten mußten, ehe an eine Fortsetzung der Reise zu denken war.

Da die Gewitter in diesen Gegenden häufig sind, so konnte auch ein anderes rasch nachfolgen, und wir hätten mehre Wochen an diesem einsamen Orte ohne Hilfsquellen bleiben müssen, in dieser Einöde, wo schon eine Nacht so fürchterlich gewesen war, daß wir lange daran denken würden.

Wir durften also keine Zeit verlieren: Wir zogen den Umschlag von Palmblättern von unsern Querbeuteln, die wir sorgfältig vor Feuchtigkeit geschützt hatten, und waren glücklich, als wir sahen, daß unsere Vorkehrungen nicht unnütz gewesen: sie waren vollkommen trocken.

Das Gummiharz erlaubte uns, leicht ein Feuer anzuzünden.

Welch ein wunderbares Gefühl belebte uns, als diese wohlthätige Wärme unsere Glieder durchdrang, als unsere triefenden Kleider trockneten! Wir erhielten wieder Muth und neue Kräfte.

Aber um dieses Wohlsein zu genießen, mußte man es so theuer erkaufen, wie ich es erkaufte hatte. Ich zweifelte, daß es viel Europäer giebt, die an der verbrachten Nacht und an dem darauf folgenden Morgen Theil haben möchten.

Unsere kleine Küche war bald hergestellt, und noch rascher war das Bereitete verzehrt. Wir dachten nun an den Aufbruch.

Meine Indianer waren besorgt.

Sie fürchteten, daß wir nicht mehr über den Fluß würden kommen können, der unser in einiger Entfernung wartete; sie gingen rascher als ich, denn sie wollten zuerst dort ankommen.

Als ich sie einholte, sah ich, daß sie verwirrt waren.

„Ach, Herr,“ rief mein treuer Alila, „es ist nicht möglich, hinüberzukommen! Wir werden uns hier auf einige Tage niederlassen müssen.“

Ich blickte nach dem Flusse: er rollte sein gelbes Wasser schäumend über umgestürzte Felsen dahin, und bot den völligen Anblick eines Wasserfalls, der entwurzelte Bäume und abgerissene Aeste mit sich fortschleppt.

Meine Indianer hatten ihren Entschluß schon gefaßt, sie suchten einen Ort aus, wo es sich gemächlich bivoualiren ließ.

Aber ich wollte im Unglücke nicht sogleich den Muth verlieren; ich spähetete sorgfältig nach einem Wege aus dieser Verlegenheit.

Der Fluß war vielleicht hundert Schritte breit, ein guter Schwimmer konnte ihn in einigen Minuten durchschwimmen.

Aber er mußte an dem jenseitigen Ufer an einer nicht so abschüssigen Stelle landen, wo er aus dem Wasser steigen konnte; andernfalls hätte er riskirt, wer weiß wohin gerissen zu werden.

Von dem Ufer, an dem wir uns befanden, war es leicht, sich in das Wasser zu werfen; aber an dem entgegengesetzten zeigte sich in einer Entfernung von hundert

Schritten nur ein Ort, wo die Felsen unterbrochen waren.

Nachdem ich mit den Blicken die zurückzulegende Entfernung gemessen, glaubte ich Kraft genug zu haben, um den Uebergang zu versuchen.

Ich schwamm besser, als meine Indianer, und war ich einmal an dem andern Ufer, so konnte ich sicher sein, daß sie mir folgten.

Demnach erklärte ich ihnen, daß ich hinüberschwimmen würde.

Aber ein Gedanke machte mich in diesem Entschlusse schwanken.

Wie sollte ich die Querbeutel, in denen sich der kostbare Pulvervorrath befand, vor der Nässe bewahren? Wie sollte ich meine Waffen bergen? Es war unmöglich anzunehmen, alle diese Gegenstände auf dem Rücken durch einen so reißenden Fluß zu tragen, in dem ich aller Wahrscheinlichkeit nach mehr als einmal unter das Wasser tauchen würde, bevor ich das andere Ufer erreichte.

Meine Indianer waren erfindungsreich in solchen Dingen, sie zogen mich bald aus der Verlegenheit.

Sie hieben mehre indianische Rohrstäbe ab und banden sie zusammen. Dann stiegen sie auf den Gipfel eines Baum's, der über den Fluß hing; hier banden sie eins der Enden fest, und reichten mir das andere, damit ich es an das entgegengesetzte Ufer trüge.

Als alle meine Vorkehrungen getroffen waren, warf ich mich in das Wasser. Ohne große Mühe erreichte ich das entgegengesetzte Ufer, und brachte glücklich mein Rohr mit.

Hier befestigte ich es so hoch an einem Baume des Ufers, daß es dem Orte gegenüber, von wo es ausging, etwas tiefer lag, ohne das Wasser zu erreichen, und daß mithin die Gegenstände gesichert waren, die wir über diese Brücke neuer Art hingleiten lassen wollten.

Unser Manöver gelang vollkommen.

Mit Hilfe des Rohrs gelangten auch meine Indianer rasch zu mir.

Wir waren glücklich, als wir uns alle drei an dem andern Ufer befanden, um so mehr, da wir hoffen durften, vor Ende des Tages das Meer zu erreichen.

Wir hatten genug des Waldes gehabt! Es drängte uns, die Sonne wiederzusehen, die seit einigen Tagen unsern Blicken entzogen gewesen. Die Blutegehwunden verursachten uns noch immer einen stechenden Schmerz, und wir wurden immer schwächer, da die Nahrung nicht hinreichte, um die entschwundenen Kräfte zu ersetzen. Uebrigens zweifelten wir nicht, daß wir, sobald wir das Ufer des Meeres erreicht, doppelt für die Entbehrungen und Mühseligkeiten entschädigt werden würden.

Mit der Hoffnung hatten wir unsern Muth wieder erlangt, und die verhängnißvolle Gewitternacht war bald vergessen.

Ich war fast eben so gut zu Fuß als meine Indianer, die sich nicht minder als ich beeilten, aus der unerträglichen Feuchtigkeit zu kommen, in der wir einige Tage gelebt hatten.

Wohl zwei Stunden mochten verflossen sein, seitdem

wir den Fluß verlassen hatten, als wir in der Entfernung ein dumpfes Getöse vernahmen.

Wir glaubten anfangs, es sei ein neues Gewitter im Anzuge; aber bald erkannten wir an der Regelmäßigkeit des Töfens, das aus weiter Entfernung zu kommen schien, daß es das Rauschen des stillen Oceans war, der seine Wogen an der Westküste von Luzon brach.

Diese Gewißheit brachte in mir eine wohlthätige Bewegung hervor.

In einigen Stunden sollte ich ja meinen blauen Himmel wiedersehen, sollte mich an den Strahlen der wohlthätigen Sonne erwärmen, und sollte eine nur durch den Horizont begrenzte Aussicht haben, ich sollte mich endlich von den verwünschten Blutegeln befreien, und abermals die von Vögeln und Thieren belebte Natur sehen, statt der öden Gegenden, die wir durchschritten hatten.

Der Abhang des Gebirges ward sanft, und unser Weg leicht.

Das Wogengeräusch ward merklich stärker.

Gegen drei Uhr Nachmittags bemerkten wir durch die Bäume den klaren Himmel, und kurze Zeit darauf bewunderten wir das Meer und eine prachtvolle, mit glänzendem feinen Sande bedeckte Küste.

Unser erstes Geschäft war nun, uns der Kleider zu entledigen und uns in die Wogen zu stürzen.

Während wir ein erquickendes Bad nahmen, amüsirten wir uns zugleich damit, daß wir eine Menge Muscheln von den Felsen rissen, die uns ein so saftiges Mahl boten, wie wir es leider seit unserer Abreise nicht genossen hatten.

Nachdem wir uns erquickt hatten, dachten wir an Ruhe, wonach wir ein lebhaftes Bedürfniß fühlten.

Wir legten uns nun nicht mehr auf nackten und ungleichen Holzstücken nieder, sondern auf weichem, feuchtem Sande, der von den letzten Sonnenstrahlen noch warm war.

Es war fast Nacht, als wir uns auf dieses Bett niederlegten, das wir dem besten Federbette vorzogen.

Unsere Querbentel dienten uns zum Kopfkissen.

Nachdem wir unsere wohlgeladenen Waffen zur Seite gelegt, sanken wir alle drei in einen tiefen Schlaf.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich dieses erquickenden Schlaf's erfreut hatte, als ich durch den schmerzlichen Druck eines Thieres geweckt wurde, das sich um mich herumbewegte.

Mir war, als ob spitze Krallen meine Haut ritzten, und ich empfand einen heftigen Schmerz.

Dieselbe Empfindung weckte auch meine Indianer.

Wir rafften einige Kohlenbrände zusammen, die noch glüheten, und nun konnten wir sehen, was für eine neue Art Feinde uns angriff.

Es war der sogenannte Einsiedler-Bernhard*), und zwar in so großer Menge, daß der Boden um uns her damit besäet zu sein schien. Wir sahen deren von allen Größen und jedem Alter.

*) Der Einsiedler-Bernhard ist eine Art Krabbe, Taschentrebs, die in Muscheln wohnt, welche das Schleimthier verlassen hat. Nachts kommen sie aus dem Meere, um am Strande sich Nahrung zu suchen.

Wir setzten den Sand von unserm Lager hinweg, in der Hoffnung, die Thiere zu entfernen und einige Ruhe zu finden; aber die lästigen oder vielmehr hungrigen Einsiedler kehrten bald zu ihrer Beschäftigung zurück, und ließen uns weder Ruh' noch Rast.

Noch waren wir beschäftigt, diese Annäherung abzustossen, als wir plötzlich am Saume des Waldes einen hellen Schein bemerkten, der sich uns näherte. Wir ergriffen unsere Gewehre, und warteten schweigend und unbeweglich.

Bald erkannten wir einen Mann und eine Frau, die Fackeln trugen und aus dem Walde kamen. Wir erkannten, daß es Metas waren, die wahrscheinlich Fische an dem Ufer suchen wollten. Sie näherten sich uns bis auf einige Schritte, dann blieben sie einen Augenblick stehen und sahen uns starr an.

Sitzend beobachteten wir sie, um ihre Absichten zu entdecken.

Bei der Bewegung, die der eine von ihnen machte, um den Bogen von seiner Schulter zu nehmen, machte ich mein Gewehr schußfertig. Das Knacken der Feder an meiner Waffe genügte, um sie zu bannen; sie warfen die Fackeln von sich und verschwanden wie erschreckte, wilde Thiere im Walde.

Die beiden Wilden, deren Besuch wir so eben gehabt, konnten vielleicht ihre Kameraden benachrichtigen, in Masse zurückkehren und uns einige vergiftete Pfeile in den Leib jagen.

Diese Furcht und die Einsiedler-Bernhards, die uns immer noch zwickten, veranlaßten uns, den Rest der Nacht

bei einem großen Feuer zuzubringen. Es war nicht klug, zu schlafen, denn der Beweis lag vor, daß wir uns dem Lande der Njetas nahe befanden.

Als der Tag erschien, nahmen wir ein gutes Frühstück ein, das uns die Muscheln lieferten, aus denen wir nach Belieben wählen konnten. Dann setzten wir unsere Reise fort. Nachdem wir eine Zeitlang das felsige Meeresufer verfolgt, betraten wir den Wald wieder, der sich in kurzer Entfernung von dem Strande ausbreitete.

Der Tag war sehr ermüdend, aber er verfloß, ohne daß sich etwas ereignete, das bemerkenswerth wäre.

Die Nacht war schon völlig angebrochen, als wir bei dem Dorfe Binangonan de Lampon ankamen.

Dieses von Tagalern bewohnte Dorf liegt wie eine Oase fast civilisirter Menschen mitten in Wäldern und unter wilden Völkerschaften. Es giebt keine gangbare Straße, um von hier aus zu Völkern zu gelangen, die unter spanischer Herrschaft stehen.

Mein Name war den Bewohnern von Binangonan de Lampon bekannt.

Wir wurden mit offenen Armen empfangen, und alle Häupter des Dorfs stritten sich um die Ehre, mich bei sich aufzunehmen.

Ich gab dem den Vorzug, der mich zuerst eingeladen hatte.

Mir ward bei ihm die liebeichste Gastfreundschaft zu Theil.

Kaum war ich eingetreten, so wollte die Hausfrau selbst mir die Füße waschen. Man verschwendete überhaupt

alle Sorgfalt, um die Freude darüber an den Tag zu legen, daß ich, nach ihrer Ansicht, ihrem Hause den Vorzug gegeben hatte.

Während ich ein wirklich gutes Nachtessen einnahm, füllte sich die Hütte mit jungen Mädchen, die mich mit einer wahrhaft komischen Neugierde betrachteten.

Nach dem Essen begann mein Wirth eine Unterhaltung, die mich ein wenig ermüdete. Ich sehnte mich nach einem guten Bette, das heißt, nach einer Matte.

Da sagte mir der Tagaler:

„Sie sind müde, Herr, Sie müssen zur Ruhe gehen. Wählen Sie unter diesen jungen Mädchen, die schönste wird ihnen Gesellschaft leisten.“

Es lebten leider noch zu schmerzliche Erinnerungen in mir, als daß ich dieses seltsame Anerbieten meines Amphitryon hätte annehmen können.

Ich begnügte mich, die excentrische Art und Weise, wie man in Binangonan = de = Lampon die Besuchenden ehrt, in meinem Tagebuche zu notiren.

Als ich den Indianer fragte, ob dieser Gebrauch allgemein sei, antwortete er:

„Ja, aber wir üben ihn nur bei Fremden, die durch ihren Rang und ihre Farbe sich auszeichnen.“

Ich blieb drei Tage bei den guten Tagalern von Binangonan, die mich wirklich wie einen Fürsten aufgenommen hatten.

Am vierten Tage nahm ich von ihnen Abschied, und wir schlugen die Richtung nach Norden ein, nach den Gebirgen, die stets mit dichten Waldungen bedeckt sind und

denen glichen, die wir hinter uns hatten. Außer kleinen Fußwegen, auf denen sich nur wilde Thiere zeigen, bieten sie dem Reisenden keine betretene Straße.

Wir setzten unsere Reise mit Vorsicht fort, denn wir befanden uns in dem Lande der Ujetas.

Nachts ließen wir stets unsere Feuer brennen, und einer stand Schildwache, da wir nichts mehr als eine Ueberraschung fürchteten.

Achtes Kapitel.

Ankunft bei den Ajetas oder Negritos. Abreise. Schiffahrt auf dem stillen Ocean. Ankunft in Sala = Sala und Manilla.

Während wir eines Morgens schweigend unsern Weg fortsetzten, hörten wir vor uns einen Chor kreischender Stimmen, die eher dem Geschrei der Vögel, als menschlichen Lauten glichen.

Wir waren auf unserer Huth, und schlüpfen vorsichtig von einem Baume zu dem andern.

Plötzlich sahen wir in kurzer Entfernung vor uns ungefähr vierzig Wilde von jedem Geschlechte und jedem Alter, die wirklich das Ansehen wilder Thiere hatten.

Sie saßen um ein großes Feuer, das sie an dem Ufer eines Flusses angezündet hatten.

Indem wir ihnen unsere Gewehre zeigten, traten wir ihnen einige Schritte entgegen.

Kaum hatten sie uns erblickt, als sie ein gellendes Geschrei ausstießen und sich anschickten, zu entfliehen.

Aber ich gab ihnen ein Zeichen und zeigte ihnen Pakete Cigarren, die wir ihnen geben wollten.

Glücklicherweise hatte ich in Binangonan mich über die Art und Weise unterrichten lassen, wie man sich diesen Wilden zu nähern hat.

Sie hatten uns verstanden, und stellten sich in einer Reihe auf, wie Menschen, die die Revue passiren sollen.

Es war dies das Zeichen, daß wir uns ihnen nähern konnten.

Wir näherten uns ihnen, die Cigarren in der Hand. Auf einem Ende der Reihe begann ich auszuthemen.

Es war wichtig, sie uns zu Freunden zu machen, und deshalb mußte ich einem Jeden, nach dem Gebrauche, einen gleichen Theil geben.

Die schwangern Frauen zählten für zwei; sie klopfen sich auf den Bauch, um mir anzudeuten, daß ihnen ein doppelter Theil zukäme.

Nachdem die Vertheilung geschehen, war der Friede geschlossen und die Alliance befestigt. Weder die Wilden noch wir hatten etwas zu fürchten.

Nun begannen Alle zu rauchen.

Der Chef ging zu einem Hirsche, der an einem Baume aufgehangen war, und schnitt mit einem Bambosmesser drei große Stücke davon ab. Diese Stücke warf er in das Feuer; nach einigen Augenblicken holte er sie wieder heraus und brachte sie uns.

Das Aeußere dieses Bratens war ein wenig verbrannt und mit Asche bedeckt, daß Innere aber war weich und saftig.

Ich brauchte deshalb dieses fast karnibalische Mahl nicht mit Widerstreben zu genießen; meine Wirthe würden daran Anstoß genommen haben, und ich wollte einige Tage lang in Frieden mit ihnen leben.

Demnach verzehrte ich mit Appetit meinen Hirschbraten, der im Ganzen genommen nicht schlecht war; meine Indianer folgten meinem Beispiele, nachdem das gute Einverständnis festgestellt war. Einen Verrath hatten wir nun nicht mehr zu befürchten.

Ich befand mich nun unter den Menschen, die aufzusuchen ich von Jala:Jala aufgebrochen war; ich konnte sie nach Gefallen prüfen und kennen lernen.

Wir richteten unser Bivouac einige Schritte von dem ihrigen ein, als ob wir zu der Familie unserer neuen Freunde gehörten.

Da ich nur durch Geberden und Zeichen zu ihnen sprechen konnte, ward es mir schwer, mich ihnen begreiflich zu machen; aber schon am Tage nach meiner Ankunft fand ich einen Dolmetscher.

Es brachte mir nämlich eine Frau ihr Kind, damit ich ihm einen Name gäbe; diese Frau war bei Tagalern erzogen, sie hatte die Sprache derselben erlernt, erinnerte sich deren noch, und konnte mir, wenn auch ein wenig mühsam, jede Aufklärung geben, die ich wünschte.

Die Menschen, mit denen ich mich für einige Tage eingelassen hatte, schienen mir, wie ich sie vor mir sah, mehr eine große Affenfamilie, als menschliche Geschöpfe zu sein. Ihre Stimmen hatten große Ähnlichkeit mit diesen Thieren, und ihre Bewegungen glichen denen der Affen völlig.

Der einzige Unterschied, den ich fand, bestand darin, daß sie sich des Bogens und der Lanze bedienten, und Feuer machen konnten.

Um sie genau zu schildern, beginne ich mit der Beschreibung ihrer Formen und Physiognomien.

Der *Metas* oder *Negrito* hat eine schwarze Ebenholzfärbung wie der afrikanische Neger. Völlig ausgewachsen, ist er vier und einen halben Fuß lang. Sein Haupthaar ist wollig, und da er es nie abschneidet oder pflegt, so bildet es eine Krone um seinen Kopf, die ihm ein seltsames Aussehen giebt. Von Weitem glaubt man, er sei mit einem Heiligenscheine umgeben.

Sein Auge ist ein wenig gelblich, aber lebhaft und blitzt wie das eines Adlers.

Die Nothwendigkeit, von der Jagd zu leben und stets Beute aufzuspüren, bildet dieses Organ und giebt ihm diese auffallende Lebhaftigkeit. Die Züge des *Metas* sind denen des schwarzen Afrikaners ähnlich, nur sind seine Lippen weniger hervorspringend.

So lange sie jung sind, haben sie schöne Formen; aber das Leben in den Wäldern, das stete Schlafen in freier Luft, das Entbehren eines Zufluchtsortes, daß sie an einem Tage viel, und sehr oft gar Nichts essen, das lange Fasten und die darauf folgenden Mahlzeiten, die sie mit der Gesfräßigkeit wilder Thiere verschlingen: dies Alles giebt ihnen einen starken Bauch und macht ihre Glieder lang und dünn.

Außer einem kleinen Gürtel von Baumrinde, der acht bis zehn Zoll breit ist und die Mitte des Körpers umgiebt, tragen sie keine Bekleidung.

Ihre Waffen sind: eine Lanze von Bambos, ein Bogen von Palmenholz und vergiftete Pfeile.

Sie ernähren sich von Wurzeln, Früchten und den Ergebnissen der Jagd.

Das Fleisch essen sie roh. Sie leben in Horden von fünfzig bis sechzig Köpfen.

Am Tage bleiben die Greise, die Schwachen und die Kinder bei einem großen Feuer, während die Andern jagend die Wälder durchstreifen. Haben sie eine Beute gemacht, die ihnen Nahrung auf mehrere Tage gewährt, so bleiben sie Alle bei dem Feuer. Abends legen sie sich bunt durcheinander in die Asche schlafen.

Es gewährt einen wunderlichen Anblick, fünfzig dieser wilden Menschen von allen Formen und jeden Alters so zu sehen.

Die alten Frauen besonders sind sehr häßlich: die alten Glieder, der starke Bauch, das außerordentliche Haupthaar geben ihnen das Aussehen von Furien oder alten Hexen.

Gleich nach meiner Ankunft kamen die Mütter, die Kinder in zartem Alter hatten, um sie mir zu zeigen.

Um ihnen zu gefallen, bewies ich den Ernährerinnen einige Zärtlichkeiten; aber dies wollten sie nicht, und ungesachtet ihrer Geberden und Worte war es mir unmöglich, ihre Absicht zu verstehen.

Am folgenden Tage kam die Frau, von der ich bereits gesagt, daß sie unter Tagalern gelebt hatte, von einer Horde aus der Umgegend an.

Wohl ein Dutzend anderer Frauen, die alle ihre kleinen Kinder auf den Armen trugen, begleiteten sie.

Sie erklärte mir, was mir Abends zuvor unbegreiflich gewesen war.

„Wir haben,“ sagte sie mir, „sehr wenig Worte, um mit einander zu sprechen. Alle unsere Kinder nehmen bei ihrer Geburt den Namen des Ortes an, wo sie geboren sind. Dies giebt dann eine große Verwirrung, und aus diesem Grunde bringen wir sie Ihnen, daß Sie ihnen Namen geben sollen.“

Nach dieser Erklärung wollte ich die Ceremonie mit allem Pompe vollziehen, den mir Ort und Umstände erlaubten.

Ich kannte die Förmlichkeiten einer Taufe, und näherte mich einem kleinen Bache.

Meine beiden Indianer mußten Pathen sein, und im Verlaufe einiger Tage taufte ich ungefähr fünfzig dieser armen Kinder.

Jede Mutter, die mir ihren Säugling brachte, war stets von zwei Personen ihrer Familie begleitet. Ich sprach die Worte des heiligen Sacramentes, goß Wasser auf den Kopf des Kindes, und sagte langsam und laut den Namen, den ich dem Kinde geben wollte.

Da ich nun kein anderes Mittel hatte, den gegebenen Namen, z. B. Franz, ihrem Gedächtnisse einzuprägen, so ließ ich die Mutter und die sie begleitenden Zeugen den Namen so oft wiederholen, bis sie ihn geläufig aussprechen konnten und ich gewiß war, daß sie ihn nicht vergessen würden. Indem sie sich entfernten, wiederholten

sie unaufhörlich den Namen, um ihn dem Gedächtnisse fest einzuprägen.

Am ersten Tage dauerte diese Ceremonie sehr lange; dann aber verminderte sich die Zahl der Täuflinge, und ich konnte meine Gäste nach Gefallen studiren.

Die Frau, die tagalesisch sprach, behielt ich bei mir; in den langen Unterredungen, die ich mit ihr hatte, machte sie mich mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt.

Die Ujetas haben keine Religion, sie beten kein Gestirn an. Es scheint indeß, daß sie von den Tinguianern den Gebrauch angenommen haben, einen Tag lang den Felsen oder den Baum zu verehren, in dem sie eine Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere entdecken; dann verlassen sie ihn schnell, um ferner nicht mehr an einen Götzen zu denken, bis ihnen eine andere bizarre Gestalt aufstößt, die den neuen Gegenstand einer frivolen Verehrung bietet.

Für ihre Todten hegen sie eine große Verehrung. Jahre lang gehen sie zu den Gräbern, um Tabak und Betel darauf niederzulegen. Den Bogen und die Pfeile des Verstorbeneu hängen sie am Begräbnistage über dem Grabe, auf, weil sie glauben, der Todte steige jede Nacht aus seinem Grabe, um auf die Jagd zu gehen.

Die Begräbnisse finden ohne alle Ceremonien statt. Man legt den Todten seiner ganzen Länge nach in einen Graben, und deckt ihn mit Erde zu.

Aber wenn ein Ujetas gefährlich krank ist, wenn die Krankheit für unheilbar gehalten wird, oder wenn er leicht durch einen vergifteten Pfeil verwundet ist, so legen ihn

seine Freunde in ein großes Loch, kreuzen ihm die Arme auf der Brust, und begraben ihn lebendig.

Um mit meiner Dolmetscherin über Religion zu reden, fragte ich sie, ob sie nicht an ein höchstes Wesen glaube, an eine allmächtige Gottheit, von der die ganze Natur und wir selbst abhängen, die das Firmament erschaffen habe, und alle unsere Handlungen sehe?

Sie sah mich lächelnd an und sagte:

„Ich erinnere mich, daß Ihre Brüder, als ich noch jung war und unter ihnen lebte, oft von einem Herrn sprachen, der im Himmel wohne. Aber es war eine Lüge. Denn sehen Sie (sie erhob sich, ergriff einen kleinen Kieselstein, warf ihn in die Luft und fügte sehr ernst hinzu) sehen Sie, kann ein König, wie sie sagen, eher in dem Himmel bleiben, als dieser Kieselstein?

Was sollte ich darauf antworten? Ich ließ die Religion und ging zu andern Fragen über.

Wie ich bereits gesagt, warten die Ujetas oft den Tod eines Kranken nicht ab, um ihn zu begraben.

Hat man einem von ihnen die Ehre des Begräbnisses erwiesen, so fordert es der Gebrauch, daß sein Tod gerächt werde.

Die Jäger der Horde, der er angehörte, ziehen mit ihren Lanzen und Pfeilen aus, um das erste lebende Wesen, das sich ihren Blicken darbietet, zu tödten, sei es ein Mensch, ein Hirsch, ein Eber oder ein Büffel.

Wenn sie sich zur Auffuchung ihres Opfers in das Feld begeben, so brechen sie auf ihrem Wege durch den Wald alle jungen Schößlinge von den Stauden ab, die

sie finden, und beugen die Wipfel der Richtung zu, die sie verfolgen.

Diese Vorsicht wenden sie an, um die Reisenden und die Nachbarn aufzufordern, sich aus der Gegend zu entfernen, wo sie das Thier oder den Menschen, der ihr Opfer werden soll, auffuchen; denn fällt einer von ihnen in ihre Hände, so tödten sie ihn schonungslos.

Der Njetas ist in der Ehe treu, und hat nur eine Frau.

Wenn ein junger Mann seine Wahl getroffen hat, so halten seine Freunde und Verwandte um das junge Mädchen an.

Eine Abweisung findet in keinem Falle statt.

Man wählt einen Tag.

Vor Sonnenaufgang an diesem Tage wird das junge Mädchen in den Wald geschickt. Hier versteckt es sich, oder es versteckt sich auch nicht, je nachdem es die Verbindung mit dem wünscht, der um das Mädchen angehalten hat.

Eine Stunde später wird der junge Mann zur Aufsuchung seiner Braut ausgesandt. Hat er das Glück, sie zu finden und sie vor Sonnenuntergang ihren Verwandten zuzuführen, so ist die Heirath vollzogen und die Braut ist für immer seine Frau. Kehrt er aber ohne sie zurück so kann er sich nicht mehr um sie bewerben.

Das Alter wird bei den Njetas hoch geachtet; stets beherrscht ein Greis die Horde, der er angehört.

Alle Wilden dieser Race leben, wie schon gesagt, in großen Familien von sechzig bis achtzig Köpfen.

Sie schweifen durch die Wälder, ohne einen festen

Wohnsitz zu haben, und ändern je nach dem Vorhandensein des Bildpret's ihren Aufenthalt.

Fühlt eine Frau das Herannahen ihrer Entbindung, so entfernt sie sich von ihren Gefährten, geht an das Ufer eines Flusses, bindet ein Stück Holz quer zwischen zwei Bäumen fest, legt ihren Leib auf diese Stütze, neigt den Kopf der Erde zu, und bleibt so lange in dieser Lage, bis sie entbunden ist.

Dann badet sie sich mit dem Neugeborenen in dem Flusse, und kehrt sofort zu ihrer Horde zurück.

Da diese Menschen in rohem Naturzustande leben, so besitzen sie durchaus kein musikalisches Instrument. Ihre Sprache ahmt das Gezitscher der Vögel nach, und da sie wenig Worte hat, so ist es für den Fremden sehr schwer, diese Wilden zu studiren.

Sie sind vortreffliche Jäger und bedienen sich des Bogens mit einer wunderbaren Geschicklichkeit.

Die kleinen Kinder beiderlei Geschlechts üben sich am Ufer der Flüsse mit kleinen Bogen, während die Eltern die Wälder durchstreifen. Wenn sie in dem durchsichtigen Wasser einen Fisch bemerken, so schießen sie einen Pfeil auf ihn ab, und es ist selten, daß der Schuß nicht trifft.

Alle Waffen der Ujetas sind vergiftet. Ein einfacher Pfeil könnte ein so starkes Thier, wie den Hirsch, nicht so schwer verwunden, daß es aufgehalten würde; aber wenn der Wurfspeer mit dem Gifte bedeckt ist, dessen Bereitung ihnen bekannt ist, so genügt die kleinste Verwundung, um in dem Thiere einen nicht zu löschenden Durst zu erregen, und der Tod erfolgt unmittelbar, wenn es getrunken hat.

Nun schneiden die Jäger das Fleisch aus der Wunde, und können die Beute ohne schädliche Folgen als Nahrung genießen; aber vernachlässigen sie diese Vorsicht, so wird das ganze Fleisch so bitter, das es selbst die Ujetas nicht verschlingen können.

Da ich nie an das berühmte Boab von Java habe glauben wollen, so hatte ich in Sumatra Untersuchungen über diese Giftart angestellt, deren sich die Malaien bedienen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich, daß es einfach eine starke Auflösung Arsenik in Citronensaft war. In diese Auflösung werden die Waffen mehrmals eingetaucht.

Ich wollte nun auch wissen, was die Ujetas anwendeten. Sie führten mich an den Fuß eines großen Baumes, rissen ein wenig Rinde davon ab, und sagten mir, daß diese Rinde ihnen als Gift diene.

Ich kauete etwas davon: sie hatte einen unerträglich bitteren Geschmack und war im Naturzustande nicht schädlich; aber die Ujetas unterwerfen sie einer Zubereitung, deren Geheimniß sie mir mittheilen wollten.

Wenn ihr Gift zu einer Art Teig gestaltet ist, so bestreichen sie ihre Waffen damit, vielleicht einen Viertel Zoll dick.

Der Ujetas ist in allen seinen Bewegungen schnell und gewandt; er steigt wie die Affen auf die höchsten Bäume, und verfolgt, schnell wie der Hirsch, die wilden Thiere, was seine Lieblingsbeschäftigung ist.

Es gewährt einen höchst seltsamen Anblick, wenn diese Wilden zur Jagd ausziehen: Männer, Frauen und Kin-

der laufen durcheinander, sie sehen aus wie ein Haufen Drang-Utangs, die auf Streifereien ausgehen.

Einige kleine Hunde von einer ganz besondern Race begleiten sie stets; sie dienen ihnen zur Auffuchung der verwundeten Beute.

Ich hatte die Gastfreundschaft, die mir diese wilden Menschen gewährten, genügend genossen und erfahren, was ich wissen wollte.

Das beschwerliche Leben, das Entbehren des Obdach's, und die traurige Kost, die mir die Wilden boten, ward mir zum Ueberdruße; ich beschloß, nach Jala-Jala zurückzukehren.

Vor der Abreise kam ich jedoch auf den Gedanken, das Skelet eines Wilden mit mir zu nehmen. Es war dies nach meiner Ansicht ein seltenes Stück für den Jardin des Plantes oder das anatomische Museum.

Das Unternehmen war gefährlich, da die Njetas ihre Todten hoch verehrten; sie konnten uns bei der Beraubung ihrer Gräber ertappen, und dann wäre es um uns geschehen gewesen. Aber da ich gewohnt war, alle Hindernisse zu besiegen, die sich meinem Willen entgegenstellten, so änderte die drohende Gefahr meinen Entschluß nicht.

Ich theilte meinen Indianern die Absicht mit; sie hatten Nichts daran auszusetzen.

Eine halbe Stunde von unserem Bivouac hatte ich mehre Gräber bemerkt.

Um Mittag eines Tages nahmen wir unser Gepäck, sagten unsern Wirthen Lebewohl, und schlugen den Weg nach diesem Orte ein.

In den ersten Gräbern, die wir öffneten, hatte die Zeit einen Theil der Knochen zerstört, und ich konnte nur zwei Schädel erlangen, die wahrlich die Gefahr nicht aufwogen, der ich mich ausgesetzt hatte.

Wir setzten indeß unsere Arbeit fort. Gegen Abend entdeckten wir eine Frau, die wir an der Stellung erkannten, die sie in ihrem Grabe eingenommen, als man sie vor ihrem Tode beerdigt hatte.

Ihre Knochen waren noch mit Haut bedeckt, aber sie war so ausgetrocknet, daß sie sich im Zustande der Mumie befand. Dies war ein passender Gegenstand.

Wir holten sie aus ihrem Grabe, und begannen die einzelnen Theile in unsere Säcke zu stecken, als wir plötzlich ein gellendes Geschrei hörten.

Die Njetas kamen an.

Nun hatten wir keine Zeit mehr zu verlieren. Wir bemächtigten uns rasch unserer Beute, und eilten davon.

Wir mochten kaum hundert Schritte weit gelaufen sein, als uns Pfeile um die Ohren schwirrten.

Die Njetas saßen auf den Baumwipfeln, wo sie uns erwartet hatten; sie griffen uns an, und wir hatten kein Mittel, uns zu vertheidigen.

Glücklicherweise kam uns die Nacht zu Hilfe; ihre Pfeile, die gewöhnlich sicher gezielt waren, trafen in der Dunkelheit nicht.

Ohne unsere Flucht zu unterbrechen, feuerten wir eins unserer Gewehre ab, um sie zu erschrecken. Wir kamen mit dem Schrecken davon und der vorläufigen Warnung, wie gefährlich es ist, die Ruhe der Todten zu stören.

Als wir aus dem Walde traten, zeigten mir einige Blutstropfen an der rechten Hand eine leichte Schramme; ich war der Ansicht, daß ich sie bei dem heftigen Laufen bekommen hätte.

Wie gewöhnlich kümmerte ich mich weiter nicht darum und wanderte rüstig bis zum Meeresufer weiter.

Wir hatten unser Skelet nicht aufgegeben, sondern es mit uns genommen. Am Meeresufer legten wir es in den Sand, eben so unsere Querbeutel und unsere Gewehre. Dann setzten wir uns, um von den Beschwerden des Tages auszuruhen.

Nun begannen meine Gefährten Betrachtungen über unsere Lage anzustellen. Mein Lieutenant, der die Gefahren zu würdigen wußte, rief aus:

„Ach, Herr, was haben wir gethan! Was soll aus uns werden? Morgen werden die wüthenden Njetas uns auf dem Fuße folgen, um die verfluchte Beute zu rächen, die wir ihnen um den Preis unseres Lebens genommen haben. Wenn sie uns nur auf freiem Felde angriffen, so könnten wir uns wenigstens mit unsern Gewehren vertheidigen; aber was können wir gegen diese Thiere unternehmen, die wie Affen von einem Baume zu dem andern klettern? Die Wälder sind für sie Festungen, aus denen sie Pfeile auf uns herabschleudern, die leider stets treffen! Wäre es nicht glücklicherweise Nacht gewesen, als sie uns angriffen, wir hätten ein Jeder jetzt einen guten Pfeil im Leibe; dann hätten sie uns die Köpfe abgeschnitten, um sie zu einem Siegesfeste zu benützen. Und den Ihrigen, Herr, hätten sie aufgepflanzt und um ihn herumgetanzt. Ach, Herr,

was hätte uns nicht Alles geschehen können, wenn die Nacht unsere Flucht nicht begünstigt hätte! Wir können doch nicht immer an dieser Küste bleiben, an dem einzigen Orte, der günstig ist zur Vertheidigung gegen die verdammten Negritos; wir müssen nach Hause zurückkehren, und dies kann nicht anders geschehen, als daß wir die Wälder passiren, die diese abscheuliche Race bewohnt, bei der wir rohes, blutiges Fleisch gegessen haben. Ach, Herr, ehe wir diese verwünschte Reise unternahmen, hätten Sie sich alles dessen erinnern sollen, was uns bei den Tinguianern und Igoroten begegnet ist!“

Ich hatte dieses rührende Klagelied meines Lieutenants, das übrigens nicht ohne Grund war, ruhig angehört. Um ihn wieder zu ermuthigen, sagte ich ihm, als er geendet hatte:

„Wie, auch Du, mein tapferer Mila, hast Furcht? Ich glaubte, der Tic balan, die bösen Geister und die Seelen der Verstorbenen allein könnten Dir Furcht einjagen? Du machst mich wahrhaftig glauben, daß Menschen, wie die, die keine andern Waffen als schlechte Pfeile haben, Dich erschrecken können! Beruhige Dich, morgen, wenn es Tag ist, werden wir schon sehen, was zu thun ist. Für jetzt aber wollen wir einige Muscheln suchen, denn mich hungert sehr, trotz der Furcht, die Du mir einflößen willst.“

Diese kleine Rede gab Mila die Fassung zurück; er stand auf und machte Feuer an. Dann nahm er brennende Bambosstäbe und ging mit seinen Kameraden nach den Felsen, um Muscheln zu suchen.

Mila hatte indessen Recht, und ich selbst verhehlte mir

nicht, daß nur ein Zufall allein uns aus der kritischen Lage ziehen konnte, in die wir durch mein Versehen gerathen waren, als ich daran dachte, das Museum von Paris mit dem Skelette eines Njetas zu schmücken. (Dieses Skelet befindet sich jetzt in dem anatomischen Museum.)

Aus Temperament und Gewohnheit war ich nicht der Mann, der vor einer Gefahr erschreckte, die mir nicht unmittelbar drohete; aber ich gestehe, daß ich nicht ohne Besorgniß an den folgenden Tag dachte.

Meine Indianer hatten bereits so viel Muscheln herbeigetragen, als zu unserer Mahlzeit nöthig waren — da kam Mlila außer Athem herbeigelaufen.

„Herr,“ sagte er, „ich habe soeben eine Entdeckung gemacht: an der Küste, vielleicht hundert Schritte von hier, fand ich ein Boot, das das Meer in den Sand geworfen hat; es ist groß genug, um uns alle Drei zu tragen. Wir können uns desselben bedienen, um nach Binangonan zu gelangen, und dann sind wir vor den vergifteten Pfeilen dieser verdammten Njetas sicher.“

Diese Entdeckung war entweder die rettende Vorsehung, oder ein Inbegriff von noch größeren Gefahren als die, die uns am anderen Morgen auf dem festen Lande vorbehalten waren.

Ich ging sogleich nach der Stelle, wo Mlila seine wichtige Entdeckung gemacht hatte.

Nachdem wir das Boot von dem Sande befreit, der einen Theil desselben bedeckte, versah ich mich mit Bambosstäben, und nach einigen Versuchen erlangte ich die Gewiß-

heit, daß wir uns seiner zur Fahrt über den stillen Ocean bedienen konnten, um uns von den Ajetas zu entfernen.

„Nun,“ sagte ich zu Mlila, „hatte ich nicht Recht? Erkennst Du hier die Vorsehung? Scheint es nicht, als ob dieser schöne Kahn, der vielleicht einige tausend Meilen von hier gefertigt ist, eigens geschickt ist, um uns aus den Klauen der Wilden zu retten?“

„Ja, Herr, es ist dies unsere Bestimmung. Morgen werden sie sich schön wundern, wenn sie uns nicht mehr finden. Aber gehen wir auch sogleich an's Werk, denn es bleibt noch viel zu thun, ehe dieser schöne Kahn, wie Sie ihn nennen, in einen schiffbaren Stand versetzt wird.“

Wir zündeten augenblicklich ein großes Feuer am Ufer des Meeres an, und gingen in das Gehölz, um einige Bambos und Rohrstäbe zu fällen. Dann begannen wir alle Oeffnungen zu verstopfen, die sich unter unseren Bemühungen in diesem verlassenem Boote vermehrten.

Wer noch keine Reise zu den Wilden gemacht hat, wird es nicht begreifen, wie man ohne Werkzeuge und Nägel die Spalten eines Fahrzeugs verstopfen und es für das Meer tauglich machen kann. Dieses Mittel ist indeß sehr einfach. Unser Dolche, Bambos und einige Rohrstäbe genügen.

Wenn man einen Bambos abschabt, so erhält man eine Art Berg, die man in die Spalten stopft, damit das Wasser nicht eindringt.

Will man eine Oeffnung von einigen Zollen im Durchmesser verstopfen, so macht man aus dem Bambos ein kleines Bret, das etwas größer als die Oeffnung ist. Mit

der Spitze des Dolches bohrt man nun kleine Löcher um die Oeffnung in das Boot, und eben so viel Löcher in das kleine Bret. Mit einem Rohrseile näht man nun das Bret auf die Oeffnung, als ob man ein Stück Tuch auf einen Rock näht. Bestreicht man nun die Naht mit Gummiharz, so kann man sicher sein, daß das Wasser nicht eindringt.

Das Rohr vertritt die Stelle des Hanfs.

Eifrig arbeiteten wir an unserm Rettungsboote.

Als die Ausbesserung vollendet war, brachten wir zwei starke Balancirstangen an, die wir aus Bambos gefertigt hatten, denn ohne diese Balancirstangen hätten wir uns nicht zehn Minuten auf dem Wasser halten können, ohne umzuwerfen.

Aus einem andern Bambos machten wir einen Mast.

Unser großer Querbeutel, in dem sich das Skelet befand, ward zu einem Segel umgeschaffen.

Die Nacht war noch nicht weit vorgerückt, als wir alle unsere Vorbereitungen vollendet hatten.

Der Wind war günstig.

Es drängte uns, unser Fahrzeug zu versuchen und den Kampf gegen neue Schwierigkeiten zu unternehmen.

Unsere Waffen und das Skelet, die Ursache der neuen Drangsale, brachten wir in das Boot. Dann stießen wir es über den Sand in das Wasser.

Länger als eine halbe Stunde hatten wir gegen die Brandung zu kämpfen. Mit jedem Augenblicke drohete uns die Gefahr, von großen Wellen verschlungen zu werden, die sich an den Felsen der Küste brachen.

Nach unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren erreichten wir endlich das offene Meer. Die regelmäßigen Wellen, wahre bewegliche Berge, hoben, ohne zu stoßen, unser leichtes Fahrzeug fast bis in die Wolken, und eben so sanft glitt es in einen Abgrund hinab, aus dem es sich erhob, um wieder auf dem Gipfel eines flüssigen Berges zu erscheinen.

Diese großen Wellen, die in regelmäßigen Zwischenräumen auf einander folgen, sind dem geschickten Steuer- manne, der ihnen stets das Vordertheil des Fahrzeugs zu bieten versteht, eben nicht sehr gefährlich. Aber vergißt er sich, führt er ein falsches Manöver aus und stellt ihnen die Breitseite entgegen, dann wird das Fahrzeug unfehlbar umschlagen.

Ich war in der Leitung der Boote bewandert, und da ich in meine Wachsamkeit mehr Vertrauen setzte, als in die meiner Indianer, so ergriff ich das Steuerruder.

Der Wind war gut; wir hatten unser kleines Segel entfaltet und kamen rasch von der Stelle, obgleich ich jeden Augenblick gezwungen war, der anrückenden Welle das Vordertheil entgegenzustellen.

Wir waren schon so weit von der Küste entfernt, daß wir nicht mehr zu fürchten brauchten, in die Brandung zurückgeworfen zu werden, auch wenn der Wind sich drehen sollte. Alles ließ uns auf eine glückliche Fahrt hoffen. Da wurden meine beiden Indianer, die stets nur auf dem See, auf ruhigem Wasser, gefahren waren, seelkrank.

Das kam mir sehr ungelegen, denn ich wußte aus Er-

fahrung, daß die von diesem Uebel heimgesuchte Person, vorzüglich wenn es das erste Mal ist, durchaus zu keinem Dienste taugt.

Ich konnte bei der Leitung des Boot's nur auf mich allein zählen. Meine beiden Indianer lagen wie zwei entseelte Körper am Boden.

Wenn ich die Lage bedenke, in der ich mich befand, mitten auf dem sogenannten stillen Oceane in einem gebrechlichen Fahrzeuge, keine andere Hilfe neben mir, als zwei Schädel und ein Skelet; so kann ich mich der Annahme nicht erwehren, daß mein Leser in die Versuchung kommt zu glauben, ich habe eine Geschichte zu meinem eigenen Vergnügen erfunden. Aber ich erzähle die reine Wahrheit, und es bleibt Jedem überlassen, mir zu glauben oder nicht.

Ich mußte also in meinem elenden Boote allein gegen die großen Wellen kämpfen, die mich jeden Augenblick zwangen, die Richtung zu ändern.

Der Tag, wenigstens für mich, ließ lange auf sich warten, denn ich hoffte, wenn er angebrochen, die Küste von Binangonan-de-Lampon zu sehen, wo ich eine sichere Zuflucht und herzliche Gastfreundschaft bei meinen ergebenen Freunden finden würde.

Endlich erschien die so lange ersehnte Sonne am Horizonte, und ich erkannte nun, daß wir ungefähr noch drei Meilen von der Küste entfernt waren. Binangonan war ich schon vorbeigefegelt, und da der Wind es nicht gestattete, war es unmöglich, umzukehren. Ich entschloß mich daher, den Weg zu verfolgen und Alles aufzubieten, um vor Anbruch der Nacht Maoban zu erreichen, ein großes

tagalesisches Dorf, das an der Westküste von Luzon liegt und durch eine kleine Bergkette von dem See Bay geschieden wird.

Bei den ersten Strahlen der Sonne ward das Meer ein wenig ruhiger, und meine Indianer konnten mir helfende Hand reichen.

Den ganzen Tag verbrachten wir ohne Speise und Trank.

Zu unserm großen Kummer brach der Abend herein, ohne daß wir unser Ziel erreicht hatten.

Unsere Lage ward stets besorgnißerregender.

Zog ein Gewitter heran und erhob sich der Wind stärker, so wäre uns Nichts übrig geblieben, als uns in die Brandung zu stürzen, um das Ufer zu erreichen.

Aber glücklicherweise kam es nicht so.

Gegen Mitternacht erkannten wir an einer kleinen Insel, daß wir uns dem Dorfe Maoban gegenüber befanden.

Nach kurzer Zeit lief unser Boot in eine stille, ruhige Bucht, und wir erreichten ein sandiges Ufer.

Die Anstrengung und das Fasten hatten meine Kräfte völlig erschöpft.

Kaum war ich an das Land gestiegen, so legte ich mich in den Sand und versank in einen tiefen Schlaf, der bis zum Morgen anhielt.

Als ich erwachte, ward ich von den vollen Strahlen der Sonne beschienen — es war bereits sieben Uhr.

Bei jeder andern Gelegenheit würde ich mich meiner Trägheit geschämt haben, aber nach sechsunddreißig Stuns

den des Fastens und verzweiflungsvoller Anstrengung war ich nicht böse über mich.

Während ich schlief, war einer meiner Indianer nach dem Dorfe gegangen, um Provision zu holen. Ich fand ein vortreffliches Frühstück von Reis und gesalzenem Fisch vor.

Wir genossen ein köstliches und reiches Mahl.

Meine Indianer forderten mich im Namen der Bewohner auf, mich nach dem Dorfe zu begeben und dort den Tag zuzubringen; aber es drängte mich zu sehr, meine Besitzung wiederzusehen.

Ich wußte, daß wir, wenn wir gut marschirten, auf dem Wege über das Gebirge vor Nacht den See von Bay erreichen und in einigen Stunden auf meiner Besitzung sein konnten.

Aus diesem Grunde entschloß ich mich, sofort aufzubrechen.

Bald hatten wir unsere Sachen aus dem Kahne geholt. Das kleine Segel nahm seine ursprüngliche Form wieder an, um die Schädel und das Skelet, die Ursachen unserer Angst und Gefahren, zu bergen. Nachdem wir uns alle Drei erquickt und für den Tag mit Mundvorrath versehen hatten, stiegen wir das hohe Gebirge hinan, das den Golf von Maoban von dem See von Bay scheidet.

Die Tagereise war anstrengend und ermüdend.

Um sieben Uhr Abends schifften wir uns auf dem See ein, und gegen Mitternacht kamen wir in Jala-Jala an, wo ich bald alle Gefahren und Anstrengungen dieser langen Reise vergaß, indem ich meinen Sohn an mein Herz drückte und ihn mit Vaterküssen bedeckte.

Mein guter Freund Bidie, dem ich meine Besitzung verkauft hatte, übergab mir Briefe, die aus Manilla eingegangen waren.

Man erwartete mich dort, wichtiger Geschäfte wegen, schon seit mehreren Tagen.

Ich entschloß mich, am nächsten Tage dorthin abzureisen.

So hatte ich denn die letzte Reise beendet, die ich in dem Innern der Philippinen machen sollte. Ich wollte mich ferner nicht mehr von meinem Sohne trennen, dem einzigen Wesen, das mir von Allen geblieben war, die ich so zärtlich geliebt hatte. Ich nahm ihn mit mir nach Manilla. Zwar nahm ich nicht ganz Abschied von Jala-Jala, aber ich hatte beinahe die Absicht, nie mehr dorthin zurückzukehren.

Die Reise war für mich so angenehm, als sie es bei den traurigen Erinnerungen sein konnte.

Das Glück, meinen Sohn zu umarmen und seine naiven Liebkosungen zu empfangen, war für mich so groß, daß ich auf einige Augenblicke mein erlittenes Unglück vergaß.

In Manilla wohnte ich bei Baptist Bidie, dem Bruder des Freundes, dem ich meine Besitzung überlassen hatte.

Nachdem ich dem Angriffe der Ajetas entgangen, hatte ich eine kleine Wunde an dem Zeigefinger meiner rechten Hand bemerkt; ich schrieb diese leichte Verletzung dem Nisse eines Dornes oder eines Zweiges zu, da wir uns vorsichtig vor den Pfeilen gehütet, welche die Wilden auf uns abschossen.

Die erste Nacht, die ich in Manilla zubachte, empfand ich an dem Orte dieser leichten Wunde einen so stechenden Schmerz, daß ich zweimal ohnmächtig wurde.

Der Schmerz ward mit jedem Augenblicke heftiger, und ich zweifelte nicht mehr, daß ihn das Gift eines Pfeils der *Njetas* bewirkte.

Ich ließ einen meiner Berufsgenossen kommen.

Nach einer sorgfältigen Prüfung machte er mir einen breiten Schnitt in den Finger, aber ich erhielt keine Linderung, die Hand verschlimmerte sich im Gegentheil.

Nach und nach entzündete sich der ganze Arm, und ich befand mich bald in einem Besorgniß erregenden Zustande.

Nach einem Monate der fürchterlichsten Schmerzen und gräßlichen Angst schien es, als ob das Gift in die Brust übergegangen sei. Ich konnte keinen Augenblick mehr schlafen, und unwillkürlich entstrangen sich meiner glühenden Brust schmerzliche Seufzer. Meine Augen verschleierten sich, das Gesicht bedeckte ein brennender Schweiß, das Blut rann kochend durch die Adern und mein Leben schien erlöschend zu wollen.

Die Aerzte erklärten, daß ich die Nacht nicht mehr überleben würde.

Nach dem Gebrauche des Landes sagte man mir, daß ich daran denken müsse, meine Angelegenheiten zu ordnen.

Ich verlangte, daß man den französischen Generalconsul Adolph Barrot, meinen Freund, kommen lasse.

Da ich wußte, daß er ein redlicher, zuverlässiger Mann war, empfahl ich ihm meinen Sohn. Er versprach mir,

für ihn wie für sein eigenes Kind zu sorgen, ihn nach Frankreich zu bringen und meiner Familie zu übergeben.

Nun erschien ein guter Dominicaner-Mönch. Wir sprachen lange mit einander, und nachdem er seinen geistlichen Trost mir reichlich gespendet, ertheilte er mir das letzte Sacrament. Es war Alles geschehen, Nichts fehlte mehr, als das Begräbniß.

Bei allen diesen Vorbereitungen war ich der Einzige, der keine Eile hatte; trotz der Schmerzen behielt ich meine Geistesgegenwart und wollte nicht sterben.

War dies Muth? Ließ mich das Vertrauen in meine Kraft, in meine eiserne Gesundheit an Heilung glauben? Sagte mir eine Ahnung oder eine innere Stimme, daß die Aerzte sich täuschten? Wie überrascht würden sie sein, wenn sie mich morgen besser fänden!

Mit einem Worte, ich wollte nicht sterben. Mein fester Wille wollte die Ordnung der Natur unterbrechen und trotz aller nur denkbaren Schmerzen das Leben erhalten.

Am folgenden Morgen befand ich mich besser. Die Aerzte fanden den Puls regelmäßiger. Einige Tage später trat das Gift aus der Brust in die Haut, ein Friesel überzog meinen ganzen Körper mit Ausschlag.

Nun war ich gerettet!

Ich genas nur langsam, und länger als ein Jahr hatte ich noch starke Brustschmerzen.

Während meiner Krankheit empfing ich von meinen Landsleuten viel Beweise der Zuneigung, sowie überhaupt von den Spaniern, die in Manilla wohnten. Ich muß

gestehen, daß ich während meines zwanzigjährigen Aufenthaltes auf den Philippinen bei Allen, zu denen ich in Beziehung stand, einen großen Seelenadel und eine Ergebenheit gefunden habe, die frei von allem Egoismus war. Ich werde der Dienste, die man mir dort geleistet, stets mit Dankbarkeit gedenken.

Mir ist jeder Spanier ein Bruder, und ich werde glücklich sein, ihm zu beweisen, daß seine Landsleute keinen Undankbaren verpflichtet haben.

Der Wunsch, mit meinem Sohne die Reise anzutreten, die mich meinem Vaterlande zurückgeben sollte, und der Gedanke, meine gute Mutter, meine Schwestern und meine Freunde wiederzusehen, die ich dort verlassen hatte, söhnten mich mit dem Leben aus und gestatteten mir einen frohen Blick in die Zukunft.

Mit Ungeduld erwartete ich die Zeit der Einschiffung; aber leider war meine Sendung auf den Philippinen noch nicht erfüllt, eine neue Katastrophe riß alle meine Wunden wieder auf.

Neuntes Kapitel.

Der Tod meines Sohnes. Abreise von Jala-Jala und den Philippinen. Rückkehr nach Frankreich.

Naum war ich wieder hergestellt, als mein lieber Sohn, mein einziges Glück, das letzte geliebte Wesen in diesem fruchtbaren und zugleich verheerenden Lande, als mein armer Henri plötzlich krank wurde. Seine Krankheit machte reißende Fortschritte.

Meine Freunde ahnten, daß mir ein großes Unglück bevorstände. Nur ich allein kannte den Zustand nicht, in dem sich mein Kind befand. Meine leidenschaftliche Liebe zu ihm hielt es für unmöglich, daß mich die Vorsehung von ihm trennen könnte.

Mein Arzt, oder vielmehr mein Freund Genu, rieth mir, ihn nach Jala-Jala zu bringen; er meinte, die Luft, in der er geboren, und das Land würden ohne Zweifel seine Genesung begünstigen.

So reis'te ich denn mit ihm und seiner Gouvernante ab. Da so viel Personen die Gesundheit in Zala-Zala wiedererlangt hatten, durfte ich hoffen, daß auch mein Sohn dort Genesung finden würde. Die Reise war sehr traurig, denn ich sah mein armes Kind leiden, ohne daß ich ihm beistehen konnte.

Bei unserer Ankunft empfing mich Vidie, und einige Augenblicke später bewohnte ich mit meinem Henri dasselbe Zimmer, das mich an zwei schmerzliche Verluste erinnerte: an den meiner kleinen Tochter und den meiner geliebten Anna. Ja, noch mehr: es war dasselbe Zimmer, in dem mein Henri das Licht der Welt erblickt hatte!

Bertrauend auf meine Kunst und Erfahrung setzte ich mich an das Bette meines Kindes, und verließ es nicht mehr. Ich schlief neben ihm und verbrachte alle meine Tage damit, ihm die zärtlichste Sorgfalt angedeihen zu lassen. Aber leider konnte ich seine Leiden nicht lindern. Ich gab die Hoffnung auf — am neunten Tage nach unserer Ankunft verschied das theure Kind in meinen Armen.

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, die sich meiner bei dieser letzten Prüfung bemächtigten. Mein Herz war gebrochen, mein Kopf brannte wie im Feuer. Ich ward fast wahnsinnig, und nie im Leben hat sich meiner eine größere Verzweiflung bemächtigt. Ich empfand Nichts mehr, als meinen furchtbaren Schmerz; man mußte Gewalt anwenden, um die sterblichen Reste meines Kindes aus meinen Armen zu reißen.

Am folgenden Tage ward er neben seiner Mutter beis-

gesetzt, und in der Kirche von Jala-Jala erhob sich ein Grabmal mehr.

— Mein Freund Bidie suchte mich vergebens zu trösten und zu zerstreuen; mehr als einmal wollte er mich aus dem verhängnißvollen Zimmer entfernen. — er konnte es nicht dahin bringen. Ich hoffte und glaubte das Recht dazu zu haben, daß auch ich an dem Orte sterben müsse, wo meine Frau und mein Kind den letzten Seufzer ausgehaucht hatten. Mein Schmerz war so heftig, daß ich weder weinen noch sprechen konnte. Die Aufzehrung eines hitzigen Fiebers war meinem Wunsche zu langsam.

In einem Augenblicke der Verwirrung stand ich auf dem Punkte, das größte Verbrechen zu begehen, dessen sich ein Unglücklicher gegen seinen Schöpfer schuldig machen kann. Ich verschloß meine Thüre, ergriff den Dorsch, der so oft mein Leben vertheidigt hatte, und wandte ihn gegen meine eigene Brust.

Schon wählte ich den Ort, wo ich durch einen einzigen Stoß mein trauriges Dasein enden konnte, schon sank mein durch den Wahnsinn erstarrter Arm auf die Brust herab — da stieg plötzlich ein Gedanke in mir auf und hinderte mich, das unverzeihliche Verbrechen zu begehen, das Verbrechen der Verzweiflung. Meine Mutter, meine arme, innig geliebte Mutter erschien vor meinem inneren Auge, und ich hörte sie sagen:

„Du willst mich verlassen? Ich soll Dich nicht mehr sehen?“

Dann erinnerte ich mich der letzten Worte meiner theuren Anna.

„Kehre zu Deiner alten Mutter zurück!“

Dieser Gedanke brachte eine völlige Umwandlung in mir hervor; schauernd warf ich den Dolch von mir — dann sank ich entkräftet auf mein Bett. Thränen traten in meine trockenen, brennenden Augen und erleichterten mein schwer belastetes Herz.

Die Kraft der Seele, deren ich so sehr bedurfte, richtete mich wieder auf. Ich dachte nicht mehr an den Tod, wohl aber daran, mein hartes Geschick zu erfüllen. Die strömenden Thränen machten mich ruhiger, und ich gab mich nun ganz dem Gedanken hin, meine Mutter und meine Schwestern zu umarmen.

Dann schrieb ich folgende Zeilen in mein Journal:

„Woher kommt mir die Kraft, die Feder zu ergreifen? Mein armer Sohn, mein innig geliebter Henri lebt nicht mehr! Seine Seele ist zu ihrem Schöpfer gegangen! Mein Gott, verzeihe diese Klage meinem Schmerze. Aber was habe ich denn gethan, daß ich diese grausame Prüfung erleiden muß? Mein Sohn, mein Sohn, meine einzige Hoffnung, mein letztes Glück, ich soll Dich nicht mehr sehen! Ach, einst war ich glücklich, ich hatte ja meine gute Anna und mein liebes Kind. Aber bald entriß mir ein grausames Geschick meine Lebensgefährtin. Mein Leid war groß und tief, aber Du bleibst mir, mein Sohn! Alle meine Neigungen vereinigten sich in Dir. Deine Liebkosungen trockneten meine Thränen, Du lächeltest wie Deine Mutter, und in den schönen Zügen Deines Antlitzes fand ich die ihrigen wieder.“

„Ach, und heute habe ich sie Beide verloren! Mein

Gott, wie leer, wie traurig ist es um mich her! Könnte ich sterben in diesem Zimmer, das all' mein Glück und all' mein Unglück birgt. Hier habe ich meinen armen Bruder beweint, hier habe ich meiner Tochter die Augen zugeedrückt, hier sagte mir die sterbende Anna das letzte Lebewohl, und hier hat man Dich, mein Sohn, aus meinen Armen gerissen, um Dich neben der Asche Deiner Mutter zu begraben!

„Welches Leid, welcher Kummer für einen einzigen Menschen!

„Gott der Güte und Barmherzigkeit, gibst Du mir mein armes Kind nicht zurück? Ach, ich fühle kaum, daß ich mich verzehre, und er, der alle Elemente meines Glück's hat entfliehen sehen, wird meine Verirrung mir verzeihen.

„Da ich künftig dieser Welt Nichts mehr nütze, so gilt es mir gleich, ob ich meinem Schmerze erliege. Hätte ich nicht die Hoffnung, meine Mutter und meine Schwestern wiederzusehen, ich würde hier in Jala-Jala meinem traurigen Leben ein Ende machen. Euer Grab würde auch das meine sein, Ihr, die ich so zärtlich geliebt habe! Ich würde neben Euch ruhen!

„Doch nein, eine heilige Pflicht gebietet mir, mich von Euch zu trennen und Euch für ewig Lebewohl zu sagen. Ach, der Augenblick wird grausam, sehr grausam sein, wo ich von Euch scheid!

„Und Du, theuere und gute Gattin, geliebte Anna, sieh' auf mich herab, Deine letzten Worte sollen in Erfüllung gehen; ich werde reisen, aber Gram und Schmerz werden

mich auf dieser Reise begleiten — mein Herz und meine Erinnerungen bleiben in Jala-Jala zurück.

„Und Du, mit meinem Schweiß, mit meinem Blute und meinen Thränen benetztes Land, Du warst, als mich das Schicksal an Deine Küste führte, mit finstern Wäldern bedeckt — heute prangen reiche Fruchtfelder an diesen Stätten, unter Deinen Bewohnern herrschen Ordnung, Ueberschuß und Wohlsein, statt Unordnung, Elend und Mangel! Meine Bemühungen sind mit Glück gekrönt, Alles um mich her gedeihet; nur ich allein bin grenzenlos unglücklich!

„Aber das Unglück trifft nur mich allein, mein Werk wird fortbestehen. Ihr werdet glücklich sein, meine Freunde! Und habe ich Einiges zu Eurem Glücke beigetragen, erinnert Ihr Euch zuweilen dessen, dem Ihr so oft den Namen des Vaters gegeben, bewahrt Ihr ihm nur ein wenig Dankbarkeit, o, so hütet gewissenhaft die Gräber dreier geliebter Wesen, die ich Euch anvertraue!“

Meine Leser verzeihen mir gewiß diese traurige und lange Klage, sie werden sie begreiflich finden, wenn sie meine Lage bedenken.

Ich war fünftausendfünfhundert Meilen von meinem Vaterlande entfernt, der gräßlichste Schlag hatte mich getroffen; auf den Philippinen hatte ich keine Verwandte mehr, nur in Frankreich konnte ich hoffen, liebende Herzen zu finden. Der Gedanke, meine guten Indianer zu verlassen, die mir so treu ergeben gewesen, vermehrte meinen Schmerz. Ich konnte mich nicht entschließen, sie von dieser Trennung in Kenntniß zu setzen.

So blieb ich in meinem Zimmer; ich verließ es nicht einmal, um zu Tische zu gehen.

Mein Freund Bidie that Alles, um mich auf den Abschied vorzubereiten und mich zu trösten; er veranlaßte mich vorzüglich, nach Manilla zu gehen und dort die Vorbereitungen zu meiner Abreise zu treffen; aber eine unwiderstehliche Gewalt hielt mich in Jala-Jala zurück. Ich war so schwach, der Gram hatte mein Herz so zerrissen, daß ich unfähig war, irgend einen Entschluß zu fassen. Ich verschob es von einem Tage zum andern, und täglich ward ich unentschlossener. Es bedurfte einer unvorhergesehenen Gelegenheit, um meine Apathie zu besiegen; es war vorzüglich nöthig, daß das süße Gefühl der Dankbarkeit den Sieg über mich davon trug, ein Gefühl, dem ich niemals widerstehen konnte.

Diese Gelegenheit, diesen meine Abreise bestimmenden Grund führte die Vorsehung herbei. Ich hatte in Manilla eine Freundin, eine engelgute Frau, die mir in treuer Ergebung zugethan war.

Seit meiner Ankunft auf den Philippinen war ich mit ihrer Familie eng liirt gewesen, ich hatte sie als Kind gekannt, und später noch, als sie sich mit einem achtbaren Manne verheirathete, den sie bald darauf verlor. Damals hatte ich sie getröstet, wie es aufrichtige Freundschaft nur vermochte. Sie war Zeugin des Glück's gewesen, das ich in dem Besitze meiner theuern Anna gefunden, und als sie gehört, daß ich unglücklich geworden, hatte sie eine weite Reise nicht gescheuet, um zu mir zu kommen und meinen Kummer zu theilen.

Die gute Dolores Senneris kam eines Morgens in Jala-Jala an; sie warf sich in meine Arme, und währte

rend einiger Augenblicke waren Thränen der einzige Ausdruck unserer Gedanken.

Als die erste Aufregung ein wenig vorüber war, sagte sie mir, daß sie gekommen sei, um mich in den Vorbereitungen zu meiner Abreise zu unterstützen. Ich war zu dankbar für diesen Beweis der Freundschaft der guten Dolores, um mich ihren Wünschen nicht zu fügen, und es ward beschlossen, daß ich am folgenden Morgen Jala:Jala für immer verlassen sollte.

Das Gerücht von diesem Entschlusse verbreitete sich bald unter meinen Indianern.

Alle kamen, um mir Lebewohl zu sagen; alle waren tief betrübt, und weinend sagten sie mir:

„Ach, Herr, nehmen Sie uns die Hoffnung auf Ihr Wiedersehen nicht! Trösten Sie Ihre Mutter, und kehren Sie dann schnell zu Ihren Kindern zurück!“

Das war ein Tag der peinlichsten Aufregung.

Der folgende Tag, der 29. Februar 1838, war ein Sonntag. Ich ging in die Kirche, um von dem Grabe, das die Reste meiner Lieben barg, Abschied zu nehmen. Zum letzten Male hörte ich in diesem einfachen Gotteshause, das ich hatte erbauen lassen, und in dem ich so oft die kleine Bevölkerung von Jala:Jala um mich versammelt gesehen, die heilige Messe.

Nach der Messe ging ich nach dem Flusse, auf dem das Fahrzeug lag, das mich nach Manilla bringen sollte.

Dort standen alle meine Indianer, der gute Pfarrer Vater Miguel und mein Freund Bidie. Ich nahm den letzten Abschied von ihnen.

Nun stieg ich mit Dolores in das Boot.

Kaum entfernte es sich von dem Ufer, als Aller Arme sich nach mir ausstreckten und Aller Lippen die Worte riefen:

„Glückliche Reise, Herr! Kommen Sie bald, bald wieder!“

Einer der Ältesten gebot durch ein Zeichen Schweigen, dann sagte er mit lauter Stimme diese prophetischen Worte:

„Brüder, weinen und beten wir, denn die Sonne hat sich für uns verdunkelt; das Gestirn, das sich entfernt, hat unsere schönsten Tage beleuchtet; künftig des Lichtes beraubt, werden wir nicht wissen, wie lange die Nacht dauert, die durch das Unglück seines Wegganges über uns angebrochen.“

Diese Ermahnung des alten Indianers waren die letzten Worte, die bis zu mir gelangten. Das Boot entfernte sich. Meine Blicke hefteten sich starr auf dieses theure Land, das ich nie wiedersehen sollte.

Nach einer jener reizenden Nächten, wie ich sie in den schönen Tagen meiner Reise geschildert, kamen wir in Masilla an.

Dolores bestand darauf, daß ich bei ihr wohnte.

Bevor sie ihre Reise zu mir angetreten, hatte ihre Freundschaft Alles zu meinem Empfange vorbereitet. Alle jene kleinen Aufmerksamkeiten umgaben mich, deren Geheimniß nur eine Frau kennt, und die sie mit so vieler Grazie den anzunehmen verpflichtet, der der Gegenstand derselben ist.

Meine Fenster gingen nach dem reizenden Ufer des Passig hinaus. Tage lang saß ich da und sah die niedlichen indianischen Barken über das Wasser gleiten. Dann empfing ich die Besuche meiner Freunde, die es sich angelegen sein ließen, mich zu zerstreuen.

War ich allein, so dachte ich, um meine Melancholie zu täuschen, an die Reise, an das Glück, meine arme Mutter, meine Schwestern und einen Schwager zu sehen, den ich noch nicht kannte; dann auch an die Nichten und Nichten, die während meiner Abwesenheit geboren waren.

Die Verpflichtung, die erhaltenen Besuche zu erwidern, und die fortschreitende Kräftigung meiner Gesundheit versetzten mich in eine Verfassung, die mir erlaubte, mich mit der Beschleunigung meiner Abreise zu beschäftigen.

Der französische General-Consul von Manilla, mein Freund Adolph Barrot, erwartete täglich den Befehl seiner Regierung, nach Frankreich zurückzukehren; er schlug mir vor, so lange zu warten, und dann die Reise mit ihm gemeinschaftlich zu machen. Ich nahm mit Freude diesen Vorschlag an, und wir beschloßen, den Rückweg über Ost-Indien, das rothe Meer und Eghyten zu wählen.

Die Zeit, die ich noch in Manilla verbrachte, sollte mir nicht unbenutzt verstreichen.

Die Spanier erinnerten sich, daß ich einst als Arzt große Erfolge gehabt hatte; bald meldeten sich Kranke von allen Seiten, und ich übte, natürlich unentgeltlich, meinen früheren Beruf wieder aus.

Aber was für ein Unterschied lag zwischen dieser Zeit und der meines ersten Auftretens! Damals war ich jung,

voll Kraft und Hoffnung, ich wiegte mich in den gewöhnlichen Illusionen der Jugend, und eine lange, glückliche Zukunft schwebte vor meiner Einbildung. Jetzt war ich gebeugt von der Last des Kummers und der Arbeit, und ich hatte nur den einen Wunsch, Frankreich wiederzusehen, während meine Erinnerungen mich stets wieder nach Jala-Jala zurücktrugen.

Armer kleiner Winkel der Erde, den ich civilisirt hatte, wo meine schönsten Jahre des Lebens unter Arbeiten, Aufregungen, Glück und Schmerz verfloßen waren!

Arme Indianer, die ihr mich so liebte, ich sollte euch nicht wiedersehen! Die Unendlichkeit des Meeres sollte mich für immer von euch trennen!

Welche Betrachtungen und Erinnerungen drängten sich mir auf! Aber leider, man würde vergebens gegen seine Bestimmung kämpfen. Die in ihren Wegen unerforschliche Vorsehung hatte mir noch neue, harte Prüfungen vorbehalten.

Da ich nun einmal wieder Arzt von Manilla geworden war, so besuchte ich von Morgens früh bis Abends spät Kranke. Dolores und ihre Schwester Trinidad sorgten mit rührender Zärtlichkeit für mich, und trugen viel zur Heilung der noch immer blutenden Wunden meines Herzens bei.

Oft sah ich auch die beiden Schwestern meiner armen Frau, Joaquina und Mariquita; ebenso auch meine junge Nichte, die Tochter jener vortrefflichen Josephine, die gleich nach meiner Anna in das Grab gesunken war.

Als ich mich noch in Manilla befand, hätte fast ein

großes Unglück Jala:Jala in den ersten Zustand der Barbarei zurückgebracht.

Die Banditen, die meine Besitzung, so lange ich sie bewohnt, stets respectirt hatten, griffen sie in einer schönen Nacht an, und bemächtigten sich des Hauses, in dem sich Bidie eingeschlossen hatte und vertheidigte.

Er mußte durch ein Fenster entfliehen und sich in dem Walde verbergen; seine noch sehr junge Tochter blieb bei ihrer Amme, einer Indianerin, zurück.

Die Banditen plünderten und zerbrachen Alles in dem Hause, und verwundeten das Mädchen mit einem Säbelschlage, wovon es noch heute die Merkmale trägt.*) Dann zogen sie sich mit ihrer Beute zurück.

Aber Jala:Jala war ein zu wichtiger Punkt geworden; das spanische Gouvernement schickte Truppen ab, um Bidie zu beschützen und die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Endlich erhielt Adolf Barrot seine Instructionen von der französischen Regierung, die ihn nach dem Vaterlande zurückriefen.

Meine Vorbereitungen zur Abreise waren bereits getroffen.

Den 29. October 1839 machte ich meine schmerzlichen Abschiedsbesuche.

Ich empfing soviel Beweise des Wohlwollens und der Liebe der Einwohner von Manilla, ich ließ so gute und ergebene Freunde dort zurück, daß der Gedanke an die Tren-

*) Mademoiselle Bidie ist gegenwärtig in Nantes, wo sie ihre Erziehung vollendet.

nung von ihnen mir das Herz brach. Mein Schmerz war so groß, daß es einer übermenschlichen Kraft bedurfte, um nicht auf die Trennung von meinem zweiten Vaterlande und von diesen guten Freunden zu verzichten, die mir sagten: „Bleiben Sie in unserer Mitte!“

Der Gedanke an meine Mutter erhielt meinen Entschluß aufrecht.

Aber in diesen süßen Gedanken mischten sich tausend Betrachtungen, die meine Seele betrübten.

Seit langer Zeit hatte ich keine Nachrichten von meiner Mutter empfangen; ihr ganzes Leben war eine Reihe von Unglücksfällen und steter Selbstverleugnung gewesen. Die zahlreichen moralischen Leiden mußten ihre Gesundheit angegriffen haben, und da ich einmal ein Sohn des Unglück's war, konnte ich mich des schrecklichen Gedankens nicht erwehren, daß ich die nicht mehr antreffen würde, wegen der ich ein mir so theures Land verließ.

Aber in einem ruhigen Augenblicke hatte ich einen Entschluß gefaßt, und Nichts konnte mich abhalten, ihn auszuführen.

Ich entriß mich den Armen meiner Freunde. Sie hatten mich bis an den Hafen begleitet. Ein leichtes Boot brachte mich an Bord des Dreimasters „der Laiton.“

Um zehn Uhr Abends lichtete er die Anker und fuhr mit vollen Segeln aus der Bucht.

Ich befand mich in einer so großen Aufregung, daß ich in der Hoffnung auf dem Verdecke blieb, die Frische der Nacht würde die Glut kühlen, die mich verzehrte. Ich setzte mich auf eine Wachtbank, und von hier aus sah ich

nach und nach die Feuer von Manilla verschwinden, dann die Insel Mariveles und die Berge von Marigondon. Ich sagte den Philippinen das letzte Lebewohl. Meine Aufregung vergrößerte sich nach und nach, und bald empfand ich ein brennendes Fieber, das mir eine Art Delirium zuzog.

In diesem Delirium sah ich Jala: Jala in seinem Emporblühen, wie zur Zeit meines Glück's. Meine treue Lebensgefährtin stand in ihren schönsten Tagen, sie lächelte mir zu. Mein Bruder und mein Sohn befanden sich ihr zur Seite. Alle drei streckten mir die Arme entgegen. Vergebens wollte ich mich an ihre Brust werfen — eine unüberstehliche Kraft hielt mich zurück. Ich wollte sprechen — aber es war mir unmöglich, ein Wort hervorzubringen.

Da hörte ich Anna sagen:
 „Warte noch, Deine Bestimmung ist noch nicht erfüllt!“

Dann wurden die Gestalten dieser drei geliebten Wesen bleicher, sie bedeckten sich mit einem Grabtuche. Anna zeigte meinem Bruder zwei Gräber, indem sie zu ihm sagte:

„Gehe voran, wir folgen Dir!“

Nun gingen sie alle drei nach den Gräbern, Vater Miguel und meine weinenden Indianer begleiteten sie. Die Gräber öffneten sich, und die Verstorbenen stiegen langsam die Stufen hinab.

Wahrscheinlich ward mein Delirium ein vollständiges. Erst am folgenden Tage kam ich wieder zu mir selbst. Mein Körper war wie zerschlagen und mein Gesicht in Thränen gebadet. Ich schleppte mich in die Kajüte und

legte mich auf das Bett. Noch lange flossen meine Thränen, dann sank ich in einen tiefen Schlaf, der meinen, durch das Delirium vergrößerten Leiden, ein Ziel setzte.

Die Sonne hatte bereits zur Hälfte ihren Lauf vollbracht, als ich wieder erwachte. Die Thränen und der Schlaf hatten meine gewöhnliche Ruhe zurückgebracht. Ich stand auf, und wollte noch einen letzten Blick auf Lüzon werfen — ach, wir hatten uns schon zu weit entfernt, ich sollte das Land, in dem ich so viel Erinnerungen zurückließ, nicht mehr sehen!

Hier sollte eigentlich mein Bericht schließen; aber ich kann mich nicht erwehren, meiner Rückkehr in das Vaterland einige Zeilen zu widmen.

Auf verschiedenen Schiffen reiste ich um die Küsten von Ostindien, durch den persischen Meerbusen und durch das rothe Meer. Dann landete ich in Eghypten.

Nachdem ich so oft die erhabenen Werke der Natur bewundert, fühle ich das lebhafteste Verlangen, nun auch die gigantischen, von den Händen der Menschen ausgeführten Arbeiten zu sehen.

Ich ging nach Theben und besuchte einzeln seine Paläste, seine Gräber und seine zahlreichen Monolithen.

Dann stieg ich zu dem Nil hinab, und verweilte unterwegs überall, wo sich mir sehenswerthe Monumente zeigten. Ich bestieg den Gipfel einer der Pyramiden, verbrachte einige Tage in Kairo, und ging endlich nach Alexandria, wo ich mich einschiffte, um den kleinen Meeresraum zu überschreiten, der mich von Europa trennte.

Ich hätte wohl einen Vergleich anstellen mögen zwischen
Abent. e. Bretag. Edelm. 11. 2. Bb.

schen den großen Menschen=Arbeiten und den Werken des Schöpfers; dieser Vergleich wäre aber sicher nicht zum Vortheile der Ersteren ausgefallen, denn ich halte alle diese unnützen Monumente nur für dauerhafte Beweise von dem Stolze und dem Fanatismus einiger Menschen, denen slavische Völker gehorchten.

So hatte ich auch die Spuren der Verwüstung der beiden großen Eroberer der Welt gesehen: war der Erste nicht ein stolzer Despot, indem er Sklaven=Cohorten nach seinem Willen handeln ließ und Krieg und Verheerung unter friedliche Völker brachte, um Gräber zu profaniren und unnütze Eroberungen zu machen? Die Geschichte zeigt ihn uns, wie er an den Folgen einer Orgie stirbt, und den Anderen, wie er, leider! nach so großem Ruhme an einen Felsen geschmiedet ist!

In Begleitung meines Freundes Barrot bestieg ich den Gipfel der einen der Pyramiden, und von dort aus bewunderte ich in frommer Sammlung den majestätischen Nil, der sich durch eine weite, von der Wüste und kahlen Gebirgen begrenzte Ebene fortwindet.

Als ich hierauf unter mich sah, konnte ich kaum meine Reisegefährten bemerken, welche die große Sphinx betrachteten; sie erschienen mir wie kleine schwarze Punkte auf dem Sande.

Da sagte ich mir: nicht diese unnützen Monumente sollen wir bewundern, sondern den großen Fluß, der, stets den Gesetzen einer weisen Allmacht gehorchend, jährlich zu einer bestimmten Zeit seine Grenzen überschreitet und sich wie ein Meer ausbreitet, um ungeheure Ebenen zu bewäf=

fern und zu befruchten, daß sie sich mit reichen Ernten bedecken.

Ohne dieses unveränderliche und wohlthätige Naturgesetz würden alle diese schönen Felder nur ein Theil der Wüste sein, in der kein Wesen leben kann.

Diese Betrachtungen brachte ohne Zweifel ein Leben hervor, das in jener großen Natur dahingeflossen war, aus der der Mensch unaufhörlich Gefühle schöpft, die ihn zu dem höchsten Wesen erheben. Jene Natur hatte ich zu genau in ihren Einzelheiten, in ihren Wohlthaten und in ihrer Pracht beobachtet, als daß diese Menschen-Schöpfung den Eindruck auf mich hervorbringen konnte, den ich von dem Beschauen der egyptischen Monumente erwartet hatte; und dann auch hatte ich wohl schon die Ahnung, während ich Europa zu segelte, daß ein kurzer Aufenthalt in Mitte der Civilisation mich meine alte Freiheit, meine Berge und meine Einsamkeit auf den Philippinen bedauern lassen würde.

Wir kamen in Malta an. Hier ward ich achtzehn Tage in dem Fort Manuel eingeschlossen, um Quarantaine zu halten.

Während dieser Zeit empfing ich Nachrichten von meiner Familie. Meine Mutter und meine Schwestern schrieben mir, daß sie sich einer vollkommenen Gesundheit erfreuten, und daß sie meiner Ankunft mit einer lebhaften Ungeduld entgegensähen.

Meine Quarantaine war beendet, und ich blieb fast noch eine Woche in der Stadt, um die Abfahrt eines Dampfschiffes nach Frankreich zu erwarten.

Ich benutzte diesen Aufenthalt, um Alles zu sehen, was Malta dem Reisenden Sehenswerthes bietet. Dann trat ich die Reise nach meinem Vaterlande an; schon in der folgenden Woche erkannte ich die kahlen Felsen der Provence, und endlich Frankreich, das ich vor zwanzig Jahren verlassen hatte.

Einige Tage später war ich in Nantes, und hier genoß ich einige Zeit die ganze Fülle des Glück's, das man in der Mitte von Personen empfindet, von denen man so viele Jahre entfernt gewesen und die einem Unglücklichen, der durch ein seltsames Geschick so hart geprüft, die einzigen liebenden Herzen sind.

Aber die Unthätigkeit, in der ich lebte, ward mir lästig; ich hatte ein zu thätiges Leben geführt, als daß ein so rascher Uebergang nicht einen nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit ausüben sollte. Der Gedanke, den Rest meines Lebens unfruchtbar und einförmig verstreichen zu sehen, war mir unerträglich.

Da ich nicht wußte, womit ich mich beschäftigen sollte, faßte ich den Entschluß, Europa zu bereisen und die civilisirte Welt zu studiren, in der ich damals fremd war.

Ich durchreis'te Frankreich, England, Belgien und Italien.

Dann kehrte ich zu meiner Familie zurück, ohne in den Studien, die ich gemacht hatte, Etwas gefunden zu haben, über dem ich meine Indianer, Jala:Jala und meine einsamen Reisen in den Urwäldern vergessen konnte. Die Gesellschaft der in höchster Civilisation erzogenen Menschen

vermochte die Erinnerung an mein verflossenes bescheidenes Leben nicht zu verwischen.

Trotz meiner Bemühungen blieb mir stets eine Traurigkeit, die zu verbergen mir unmöglich war. Meine gute Mutter sah mit Kummer meine Abneigung, mich in irgend einem Orte meines Vaterlandes fest niederzulassen; sie hegte die vielleicht nicht ungegründete Befürchtung, daß ich nach den Philippinen zurückkehren würde. Sie bot Alles auf, um mich daran zu hindern; sie sprach von einer Heirath, indem sie in allen ihren Briefen wiederholte, daß sie glücklich sein würde, wenn ich mich entschließen könnte, ein neues Band zu knüpfen, sie führte an, daß nach mir mein Name erlöschen würde, und forderte endlich als den letzten Trost für sich, daß ich mir eine Lebensgefährtin wähle.

Der Wunsch, diesen Anforderungen zu genügen und dann auch die letzten Worte meiner Anna: „Kehre in Dein Vaterland zurück und verheirathe Dich mit einer Landsmännin,“ bestimmten mich endlich.

Ich hatte bald eine Wahl getroffen, die allen Wünschen des Mannes völlig entsprach, in dem nicht das Andenken einer früheren Verbindung so lebhaft gewesen wäre.

Aber nichtsdestoweniger war ich glücklich, denn meine neue Gattin besaß alle Eigenschaften, die zu meinem Glück nöthig waren; sie machte mich zum Vater zweier Kinder, und schon segnete ich den Entschluß, zu dem meine Mutter so viel beigetragen — aber leider sollte das Glück für mich nicht von langer Dauer sein: der Leidenskelch war noch nicht ganz geleert, und ich sollte noch viel der Thränen vergießen.

Auf den Friedhofe von Vertoux erhob sich für Dich, arme Mutter, zwischen dem eines Gatten und eines Sohnes ein einfaches Grabmal, und bald sollte sich auf dem Friedhofe von Neuilly noch ein anderes erheben.

In meinem tiefen Schmerze ließ ich auf das Letztere folgende Verse setzen:

„O sieh' herab auf unsern Schmerz,
Bewahre Deines Sohnes Lauf,
Und lebe, treues Mutterherz,
In Deiner Tochter wieder auf!“

E n d e .



